

Das hier vorliegende erste Buch der Jugendbuchreihe »Schule ist doof« trägt den Titel »Johnny Depp« und erzählt die Geschichte von Johnny, der zum Nachnamen eigentlich Janser heisst und ein doppelt schweres Schülerleben hat: Sein Vater ist der Mathelehrer seiner Klasse und die Mutter eine sehr bekannte Volksmusiksängerin. Für seine Mitschüler ist eine derart »auffällige« Familienkonstellation zu viel des Guten, und deshalb ist Johnny auf der Beliebtheitsskala seiner Klasse ganz weit unten. Sara Super, Tim Tabak und Georg Gepard, die hipsten seiner Mitschüler, geben ihm zu verstehen, dass sie ihn nicht mögen, und von den anderen, insbesondere den Mädchen, wird er gar nicht erst wahrgenommen. Doch dann passiert rund um seine Mutter ein haarsträubendes Verbrechen mit allem Drum und Dran, das Johnny in den Mittelpunkt des Interesses katapultiert und sein Leben verändert. Von Grund auf.

»Johnny Depp« ist ein originelles, liebevoll gestaltetes und sehr witziges Buch für junge Menschen ab circa 12 Jahren, das bestimmt auch von Erwachsenen mit grösstem Vergnügen gelesen wird. Schräg, verblüffend und spannend.

Marianne Fehr, Schweizer Familie



www.woerterseh.ch

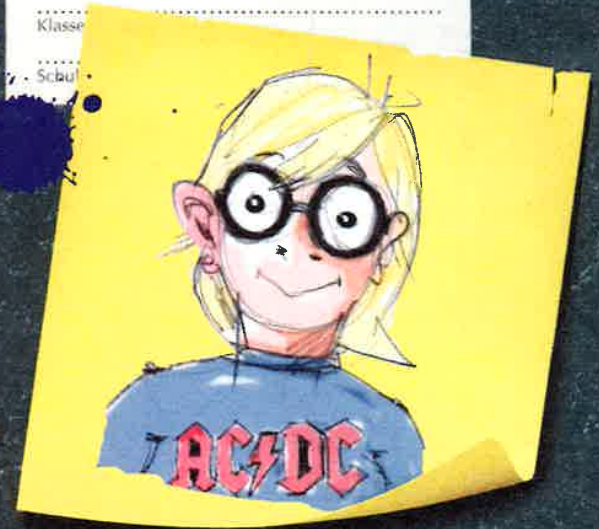
Schule ist doof 1

Blanca Imboden
Frank Baumann

WOERTERSEH

Blanca Imboden
Frank Baumann

Name	JOHNNY DEPP
Fach	
Klasse	
Schul	



Schule ist doof 1

WOERTERSEH



**Webbwerb
auf Seite 224**

1

Nein, ich heisse nicht Johnny Depp. Meine Schulkameraden sind es, die mich so nennen.

Johnny Depp.

Ich weiss es.

Sie machen nicht einmal ein Geheimnis daraus.

Und nein, sie nennen mich nicht Johnny Depp, weil sie mich so cool finden wie den Schauspieler Johnny Depp aus der Piratenserie »Fluch der Karibik«.

Ganz im Gegenteil.

Sie nennen mich Johnny Depp, weil ich in ihren Augen ein Depp bin.

Nein, ein Depp ist nichts Schönes.

Ich habe das Wort schon mehrmals gegoogelt, in der Hoffnung, ich könnte irgendwo eine nette, freundliche Bedeutung finden, eine, die nicht so wehtut. Aber wo immer ich suche, ich finde bloss: »Depp: Schimpfwort für einen einfältigen Menschen«. Oder, genauso schlimm: »Depp: Mensch mit einer geringeren Intelligenz oder Vernunft als die Allgemeinheit«. Und, noch schlimmer: »Depp: einfältiger, ungeschickter Mensch, Tölpel, Dummkopf, geistig Behinderter«. Bei den sinnverwandten Wör-

tern tönt es auch nicht unbedingt besser: »Hirni, Hohlkopf, Blödmann, Dummbbeutel, Dödel, Idiot, Trottel, Vollkoffer«. Dabei bin ich keineswegs ein Depp. Ich bin intelligent und vernünftig ohne Ende (okay, das war jetzt ein bisschen übertrieben), und meine Schulnoten sind (leider) erstklassig, was mich in den Augen meiner Mitschüler zu einem Streber macht. Das bin ich aber gar nicht. Ehrenwort!

Ich hatte so grosse Hoffnungen auf den Wechsel von der Primarschule ins Gymnasium. Eine völlig neu zusammengesetzte Klasse versprach grosse Chancen auf Freundschaften und Begegnungen. Aber irgendwie bin ich in wenigen Wochen in der Beliebtheitskala wieder ganz, ganz unten angelangt.

Ich bin schon wieder ein Aussenseiter.

Eine Randfigur.

Und ich kann nichts dafür. Echt nicht.

Richtig heisse ich Johnny Janser.

Das sagt schon alles. Dir nicht? JANSER?

Ich buchstabiere: Jott, A, Enn, Ess, E, Err.

Was, Janser kennst du nicht?

Ey, das ist eine Sensation und für mich ein absoluter Glücksfall, denn dann hast du ja auch keine Vorurteile.

Also: Meine Mutter ist Jasmin Janser, die Volksmusiksängerin. Ihr bekanntester Hit: »Die Berge und du«.



SAY NO 2 ESELEARS!



Genauso erfolgreich war das Lied »Abendrot zum Abendbrot«. Oder »Der Rosenprinz aus Linz«. Ihre Lieder sind eingängig, einfach, ohrwurmig. Sie krallen sich wie Zecken im Gehörgang fest, wo sie den Menschen dann über Stunden verfolgen. Ach, was sag ich: über Tage und Wochen, über Monate und Jahre, eigentlich für immer! Die Melodien kriegst du nie mehr aus dem Kopf. Ich sage, das geht schon in Richtung Folter. Aber es kommt noch schlimmer, denn meine Mutter singt nicht nur, nein, sie kann auch jodeln. Und sie tut es auch. Leider. Und leider gern. Und oft. Wenn sie wenigstens Rockmusikerin oder Rapperin wäre... Aber nein, sie singt und jodelt.
Im Dirndl.
Herz-und-Schmerz-Musik.
Voll peinlich.

Aber nicht genug. Mein Vater ist unser Mathelehrer: Jakob Janser. Und Lehrer, das weisst du ja. Lehrer ist kein Beruf, sondern ein beängstigender Krankheitsbefund. Deshalb wird es auch immer so still, wenn ein Lehrer irgendwo aufkreuzt: Man hat Angst, sich anzustecken!

Hast du jetzt schon Mitleid?

Okay, es gibt aber noch mehr, was mich auf die Verliererseite drängt.



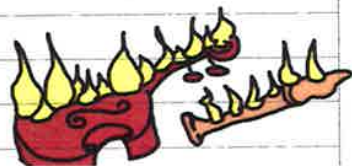
Ich bin unsportlich. Und zwar aktiv und passiv. Welcher Fussballer in welcher Fussballmannschaft und in welchem Fussballstadion hinter welchem Fussball hinterherrennt, ist mir piepegal, das interessiert mich nicht die Bohne. Und ich behaupte jetzt einfach mal, wenn sie jedem Spieler einen Ball geben würden, müssten die sich auch weniger streiten, und es gäbe automatisch weniger Fouls. Und das Gleiche gilt für alle Ballsportarten. Ich meine, beim Autorennensport funktioniert das ja auch: Da hat jeder sein eigenes Auto, und alle sind zufrieden.

Hm, das war jetzt ein Scherz, aber ich glaube wirklich, dass man seine Energie auch anders einsetzen kann, als sich körperlich zu verausgaben.

Ich spiele zum Beispiel Klavier. Laut und schnell. Das ist auch eine Art Sport, nur dass meine Schulkollegen das nicht verstehen. Immerhin spiele ich nicht Geige. Conny spielt Geige, und alle spotten darüber. Spielst du Geige, freuen sich ja bekanntlich nicht nur die Nachbarn, sondern auch die Eltern, wenn du nicht übst. Vreni spielt Flöte. Auch nicht gerade der Bringer.

(Kennst du übrigens den Unterschied zwischen einer Flöte und einer Geige? – Die Geige brennt länger!)

An dieser Stelle sollten wir auch über mein Aussehen reden. Mein rechtes Ohr steht ab, und das nicht nur ein



bisschen, sondern in einem Winkel von 63 Grad, wie die Ärzte herausgefunden haben. 63 Grad sieht zwar schräg aus – aber 90 Grad wären schlimmer. Als kleines Kind sah ich aus wie eine Kaffeetasse mit zwei Henkeln. Eine Operation hat das linke Ohr zwar wieder einigermaßen normalisiert, aber das rechte sträubte sich erfolgreich gegen jede Art von Behandlung, bis meine Mutter beschloss aufzugeben, weil ich nur noch von Arzt zu Arzt geschickt wurde.

Jetzt habe ich einfach angefangen, die Haare etwas länger wachsen zu lassen, um den Makel zu kaschieren. Leider fallen mir nun aber dauernd Haarsträhnen ins Gesicht, weshalb sich die Angewohnheit entwickelt hat, dass ich sie mir ständig hinter das Ohr streiche. Mein Vater nervt sich wahnsinnig darüber und meinte schon, ich hätte einen nichttherapierbaren pathologischen Haarehintersohrstreich-Tick. Lehrer werfen ja gern mit Fremdwörtern um sich – aber soweit ich verstanden habe, hat das Adjektiv »pathologisch« nicht viel mit dem wunderschönen Substantiv »Taschengelderhöhung« zu tun.

Dass ich eine Brille trage, ist – spätestens seit Harry Potter – kein grosses Thema mehr. Man könnte bei mir immerhin von einem »hohen Wiedererkennungswert« reden, um mal Dieter Bohlen's Sprache zu verwenden. Aber ihr seht schon: Alles ist nicht halb so easy, wie es



sein müsste. Meine Mutter meinte, ich stecke grad in einem biorhythmischen Tief. Keine Ahnung, was das ist, aber wahrscheinlich hat sie recht. Es ist manchmal halt schon ein wenig deprimierend, wenn man mit dabei ist, aber nicht dazugehört. (Ja, ja, ich weiss, das könnte man auch richtig schreiben; aber solange man mir Depp sagt, hat deprimierend für mich zwei pl!)

Nun zum positiven Teil meiner Biografie: Meine Eltern sind mit mir zufrieden. Ich nehme keine Drogen, rauche und trinke nicht, hänge nicht mit komischen Leuten ab, fluche (fast) nicht, habe wie gesagt gute Schulnoten und bin der beste Klavierschüler meines Jahrgangs. Ich bin total pflegeleicht.

Ich bin sozusagen ein Musterknabe.

Unfreiwillig.

Denn eigentlich würde ich schon gern eine Wildsau sein und mit coolen Leuten abhängen.

Beispielsweise mit Sara Super. Auch so ein Spitzname. Aber offensichtlich ein rundum positiver. Sara ist nämlich wirklich ein Vollflash. Sie ist gross, schlank, hat langes, seidig glänzendes, rotblondes Haar, und sie hat schon Busen. Auch positiv. Sara ist ein Eye-Candy. Man munkelt sogar, sie hätte schon Sex gehabt. Ich meine, so richtig, nicht bloss knutschen und anfassen oder so. Zumindest sieht sie so aus. Mir würde sie



so etwas natürlich nie erzählen, denn sie redet gar nicht erst mit mir. Sie gehört halt zu den Coolen, zu den Hang-Loosern.

Der Ausdruck kommt von den Wellenreitern auf Hawaii. Und die, die sind *richtig* cool. Die begrüßen sich mit einer Geste, die man auch oft bei den Hip-Hoppern sieht: Die Hand ist zu einer Faust geballt, und der kleine Finger und der Daumen sind voll abgespreizt. Dieses Handzeichen soll vom Hawaiianer Kalili Hamana stammen, dem an einer Hand die mittleren drei Finger fehlten. Dass sie ihm von einem Hai abgeknabbert wurden, ist kaum wahrscheinlich. Denn, das weiss jeder: Gibt man einem Hai den kleinen Finger, dann frisst er gleich die ganze Hand. Und wenn der Arm nicht mehr dran ist, ist man arm dran!



Jetzt bin ich abgeschweift. Das passiert mir oft. Ich wollte von meinen coolen Klassenkameraden erzählen, die mich so schnarchig finden.

Nehmen wir Tim Tabak. Tim raucht und trinkt, hat schon fleissig Joints ausprobiert, er hat die Jeans mit den grössten Löchern, und seine Haare sind ein wilder Haufen quirliger Locken. Seine Frisur sieht ein bisschen aus wie eine explodierte Schüssel Spaghetti bolo. Er besitzt eine elektrische Gitarre, spielt aber total mies, um nicht zu sagen beschhhheiden! Wenn man ihn nicht sehen



könnte und nur den kreischenden Lärm hören würde, den er veranstaltet, wenn er wie ein Wahnsinniger über die Stahlsaiten seiner Fender-Stratocaster-Kopie schrammt, als hätten sie ihm etwas zuleide getan, also dann würde man eher vermuten, dass er mit einer elektrischen Diamant-Trennscheibe einen Panzerschrank aufzusägen versucht. Viel zu viel Verzerrer und Hall!

Tim Tabak scheint nicht zu wissen, dass es auch für die Gitarre Noten gibt und dass man, um dieses Instrument spielen zu können, üben muss, so wie für jedes andere halt auch. Ausser vielleicht für Luftgitarre, das ginge bei Tim ohne Lernen, da hätte er vermutlich sogar gute Chancen, ein Star zu werden, denn ein professionelles Auftreten hat er ja. Seine Bewegungen sind voll der Hammer. Neulich habe ich mir auf Youtube die Clips von den »20th Air Guitar World Championships« in Finnland reingezogen. Hart krass! Musst du unbedingt mal spotten. Luftgitarren-Weltmeister wurde dort zum ersten Mal ein Russe: Kereel »Your Daddy« Blumenkrants. Er ist der lebende Beweis dafür, dass man Ritalin nicht rauchen sollte. Aber eben, Luftgitarre ist für Tim Tabak keine Option, denn er will nicht nur gesehen, sondern auch gehört werden.

Deutlich.

Unbedingt.

Und vor allem laut!



Ich bin sicher, er hat schon längst einen schweren Tinnitus, ein chronisches Dauerpfeifen in den Ohren. Aber eben: Auch Tim redet nicht mit mir, weil ich halt nicht zu den Hang-Loosern, zu den Pausenplatz-Surfern, gehöre. Er macht sich höchstens über mich lustig; also über meine Mutter.

Auch Georg Geparad ignoriert mich. Er wurde nach dem schnellsten Raubtier der Welt benannt, weil er selber so unglaublich schnell ist. Hast du gewusst, dass ein Geparad eine Geschwindigkeit von 110 Kilometern pro Stunde erreichen kann? Allerdings nur für 800 Meter oder so, dann lässt auch der schnelle Geparad nach. Georg dagegen ist zwar nicht sooo schnell, aber er hält länger durch, wahrscheinlich weil er so viel Ovomaltine trinkt. Und er ist sportlich. Und beweglich. Und kräftig. Er war sogar schon auf dem Matterhorn! Ja, weil sein Onkel ein Walliser Bergführer ist. Aber den Rekord hat er doch nicht geschafft: Der jüngste Matterhornbesteiger war der achtjährige Kevin Lauber, der Sohn des Wirts der Hörnlihütte. Dieser Zug ist also bereits abgefahren. Immerhin könnte Georg versuchen, eines Tages als ältester Matterhornbezwinger in die Geschichte einzugehen. Da liegt der Rekord bei Ulrich Inderbinen. Der legendäre Bergführer war 371 Mal auf dem 4478 Meter hohen Gipfel, das letzte Mal mit 89. Hier mitzuhalten,

$$371 \cdot 89 = 4.168 \overset{5}{\cancel{9}} \overset{32}{\cancel{5}} 8427$$



das wäre sicher auch für Georg Gepard eine echte Herausforderung. Aber auch ohne Rekorde hat er meine volle Bewunderung.

Vielleicht bin ich nicht ganz normal, dass mich genau die Mitschüler am meisten interessieren, die nichts von mir wissen wollen. Und ich weiss ja eigentlich auch, dass man nicht unbedingt überall dazugehören muss. Ich will auch nicht überall dazugehören. Aber tatsächlich ist es so – und das ist mir bisher in jeder Klasse aufgefallen –, dass jeweils nur eine kleine Gruppe von Schülern entscheidet, wer dabei ist und wer nicht, wer in ist und wer out. Sie bilden das Zentrum des Klassenuniversums, sind quasi die Sonne, um die sich die restlichen Schüler wie Planeten drehen. Klar, man kann sich auch ausserhalb dieses Systems bewegen oder gar ein eigenes aufbauen, aber das ist nicht dasselbe, es ist irgendwie wie kalter Kaffee.

Gut, ich mag überhaupt keinen Kaffee, auch keinen heissen, aber würde ich welchen mögen, dann sicher nicht kalten. Kalter Kaffee ist nicht das Gelbe vom Ei, das weiss ich von meiner Mutter, die allein schon ein riesiges Drama veranstaltet, wenn man ihr lauwarmen Kaffee vorsetzt. Kalter Kaffee ist also nichts. Bei Eiskaffee sieht das wieder anders aus, da ist meine Mutter wesentlich weniger heikel. Den liebt sie. Vielleicht ja

22

LEHRER SIND MENSCHEN,
DIE OFT FERIEN HABEN!
ZUM GLÜCK ☺

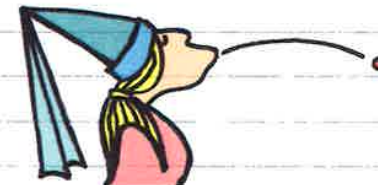
auch, weil kalter Kaffee schön machen soll. Wobei gerade sie das weiss Gott nicht nötig hat.

Die Theorie, dass kalter Kaffee schön machen soll, kommt übrigens aus der Barockzeit. Damals, so um 1600 oder so, da tranken die Leute der feinen Gesellschaft absichtlich kalten Kaffee, weil der halt nicht dampfte und so die dicke Schminke, die man im Gesicht trug, nicht verschmiert wurde. Die waren ja alle total geschminkt zu jener Zeit, die Reichen jedenfalls. Je bleicher, desto reicher. Weiss, mit roten Lippen und aufgemaltem schwarzem Schönheitsfleck – das war das Mass aller Dinge. Kalter Kaffee trage aber nicht nur zur Schönheit bei, sagt die Forschung heute, sondern habe sogar gesundheitsfördernde Eigenschaften. Ich für meinen Teil kann auf jeden Fall beweisen, dass Eiskaffee gut für die Stimmung ist – mindestens bei meiner Mutter. Vielleicht sollte ich mal eine wissenschaftliche Abhandlung darüber verfassen.

»Hallo? Träumst du wieder einmal, Johnny?«, fragt Frau Fischer und stupst mich an.

Jetzt werde ich rot, weil mich alle anschauen. Meine Deutschlehrerin schüttelt missbilligend den Kopf.

»Ich denke nach«, antworte ich trotzig, was ja auch stimmt. Ich denke immer über irgendetwas nach, ob ich will oder nicht.



23





»Könntest du vielleicht schneller denken? In einer Stunde ist Abgabe!«

Ich schaue in die Runde, und tatsächlich sind alle anderen schon am Schreiben, als gäbe es kein Morgen. Ich bleibe trotzdem gelassen. Aufsätze sind für mich eine leichte Übung. Es ist nur das langweilige Thema, das mich einen Moment lang ein wenig aus dem Konzept gebracht hat: »Mein schönster Tag«.

In letzter Zeit hatte ich einfach keine besonders schönen Tage, und ich hoffe ganz, ganz fest, dass ich meinen schönsten Tag noch nicht erlebt habe. Das wäre ja tragisch, wenn ich das gar nicht mitbekommen hätte. Ich erwarte von meinem Leben schon noch ein wenig mehr. Mein schönster Tag wäre, wenn Tim Tabak mir eine Zigarette anbieten und Sara Super ihre knallroten Lippen auf meine pressen würde. Anschließend würde ich mit Georg Gepard auf das Matterhorn klettern, dort oben stehen und rufen: »Das ist mein schönster Tag!«

»Mein schönster Tag«. Woher holen Lehrer bloss immer die Themen für unsere Aufsätze? Als würde Frau Fischer in ihren eigenen alten, vergilbten Schulheften nachschauen. Selbst mein Vater ist immer wieder entsetzt, wenn ich ihm von Frau Fischers Aufsatzthemen erzähle. Die Fischer ignoriere penetrant und konse-

quent die modernen Lehrmittel, die ihr doch zur Verfügung stünden, meinte er einmal aufgebracht.

Stimmt. Das tut sie.

Penetrant und konsequent.

Gäääh.

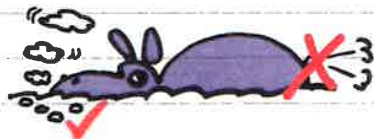
So langweilig!

Ich hätte da bessere Ideen. Zum Beispiel: »Was würdest du tun, wenn du eine Million gewonnen hättest?«

»Warum Polizeihund ein Traumberuf ist«, »Unser neuer Mitschüler ist ein Hundertjähriger mit Schluckauf« oder »Der Tag, an dem Frau Fischer von Ausserirdischen entführt wurde« oder »Warum furzen Nilpferde durch den Mund?«

Wenigstens könnte man doch das Thema mit dem schönsten Tag ein bisschen anders umschreiben. Zum Bleistift: »Was wäre dein schönster Tag?«

In der Möglichkeitsform könnte Georg darüber fantasieren, wie er den Mount Everest bezwingt, auf einem Bein, rückwärts hüpfend, und Sara würde beschreiben, wie sie einen Top-Model-Wettbewerb gewinnt, und Tim, wie er eine Bank überfällt und mit einer Million nach Jamaika abhaut und dort einen Tabakladen eröffnet. Aber auch dann könnte ich ja nicht wirklich schreiben, dass ich mir wünsche, Sara Super würde ihre weichen Lippen und so...



Ich weiss schon, was Frau Fischer gefällt. Und nur auf das kommt es an, denn sie benotet unser Geschreibe. Ich muss also eigentlich bloss so schreiben, dass sie anbeisst. Das ist ein bisschen so wie beim Angeln. Es ist nicht der Fischer, der den Wurm fressen muss, sondern der Fisch. Drum nützt es auch wenig, wenn der Fischer einen Schokoladenwurm an den Angelhaken hängt, nur weil er wahnsinnig gern Süsses isst. In meinem Fall ist der Fisch die Frau Fischer, und ich bin der



Fraufischerfischer. Ja, kompliziert, stimmt. Ich denke halt manchmal ein wenig um mehrere Ecken herum.

Aber du verstehst schon, was ich sagen will. Du hast ja bestimmt auch gemerkt, dass ich vorhin »zum Beispiel« absichtlich falsch geschrieben habe, hi, hi, hi.

So bringe ich also eine kitschige Geschichte zu Papier, frisch erfunden. Ich erzähle, wie ich mit meinem Vater und meiner Mutter auf den Grossen Mythen, unseren Hausberg, gewandert bin und wie viel mir dieser Familienausflug bedeutet hat, weil meine berühmte Mutter ja so selten zu Hause ist und diesmal mit Kopftuch und Sonnenbrille von niemandem erkannt und also auch nicht angequatscht wurde und einfach nur meine Mutter war.

Herz und Schmerz.

Wenn ich etwas von meiner Mutter gelernt habe, dann dies: Die Leute wollen Herz und Schmerz. Süss und kitschig, das kommt an. Weil, so hat mir das meine Mutter erklärt, die meisten Menschen im Alltag zu wenig davon haben, stattdessen zu viele Sorgen, zu viel Härte, Schmerz, Krankheit, und weil in der Liebe leider so viel schief läuft, zu viele Paare unglücklich sind.

Du findest süsse, kitschige, rosarote Texte und Lieder doof? Ich auch. Dann liegt es vielleicht daran, dass es uns gut geht und wir glücklich sind und deshalb gar keine Schnulzen brauchen.

Ey, wir sind Glückspilze! High five!

Frau Fischer sieht eher unzufrieden und unglücklich aus. Sie hat ein klassisches Zwanzig-nach-acht-Gesicht, ihre Mundwinkel zeigen permanent nach unten. Ihre Kleidung ist so farblos wie ihre Ausstrahlung, ihre Laune ist gleich bleibend schlecht. Ihre Haare hängen frisurelos und unmotiviert an ihr hinunter wie die Lianen von den Baumstämmen im tropischen Nebelwald von Bolivien. Tim Tabak hat mal verkündet, sie sei »unbemannt«, und genau das sei ihr Problem.

Unbemannt!?!

Vielleicht ist sie wirklich eine einsame Frau.

Also schreibe ich einen Aufsatz für Frau Fischer: Glückliche Familie klettert auf glücklichen Berg und verbringt



einen glücklichen Tag. Eine kleine glückliche Schnulze.
Ich könnte ein Lied daraus machen, und meine Mutter
würde es dann singen und damit wieder einen Hit
landen.

Wir wandern so froooooohhh, holladiooo...

(Hätte ich das Aufsatzthema eine Woche später auf-
getischt bekommen, hätte ich etwas ganz anderes ge-
schrieben, das kannst du mir glauben – doch dazu
später.)



Als die Schulglocke klingelt, die Zeit zum Schreiben um
ist, bin ich längst fertig und fühle mich super. Ich habe
mich irgendwie selber glücklich geschrieben, mich in
eine gute Stimmung versetzt mit meinen Fantasien.
Einen so schönen, ungetrübten Familientag hatten wir
nämlich in Wirklichkeit schon sehr lange nicht mehr.
Wenn wir einen Ausflug machen, der eventuell Spass
machen könnte, ist sicher irgendein hyperaktiver Foto-
graf mit dabei oder eine übermotivierte Journalistin,
und schon wird alles irgendwie steif und gestellt. Das
Lachen meiner Mutter klingt voll künstlich, und mein
Vater lacht gar nicht mehr, sondern ist gereizt, wie
wenn er über die Ibergeregge fahren muss und einen
hundertjährigen Opelpopel vor sich hat, den er nicht
überholen kann.

Und selbst wenn wir mal ganz privat eine Wanderung



auf den Mythen machen würden, wäre sie nicht privat. Bestimmt käme ein Gleitschirmflieger von der Rotenflue herangeflogen und würde mit dem Teleobjektiv Fotos von uns machen. Ja, selbst wenn wir im friedlichen Lauerzersee schwimmen gehen, erwarte ich immer, dass plötzlich ein Paparazzo im Neoprenanzug vor uns auftaucht, mit seiner Unterwasserkamera »klick-klick« macht und dann »glugg-glugg« wieder in den Tiefen des Wassers verschwindet.

Vielleicht kannst du dir jetzt grob vorstellen, wie nervenaufreibend es ist, Sohn eines Volksmusik-Stars zu sein. Aber die Kombination »Mutter Musikerin« und »Vater Mathelehrer«, die ist wirklich Höchststrafe, und zwar im Quadrat!



2

»An Tagen wie diesen wünscht man sich
Unendlichkeit...« ^(Hustband)

Ich liebe die Toten Hosen. Aber sie haben bei ihrem
Song nicht an Sonntage wie heute gedacht. Ganz sicher
nicht. Ich lasse Campinos Stimme trotzdem über mei-
ne Boxen röhren und helfe ihm beim Singen.

Heute ist ein Tag, der mir vorkommen wird, als wäre er
unendlich. Unendlich lange. Unendlich öde.

Pressetermin bei Jasmin Janser. Homestory für eine
Schweizer Illustrierte. Das heisst, dass schon beim
Frühstück fremde Leute im Haus rumstiefeln und man
von mir perfektes Benehmen und ordentliches Ausse-
hen erwartet. Ich darf zum Beispiel nicht wie sonst im
Pyjama frühstücken - denn was würde die Welt den-
ken, wenn sie einen relativ ganz normalen Jungen beim
absolut normalen Müeslimampfen sehen könnte? Nein,
meine Mutter wünscht, dass ich ins »Heile Welt«-Bild
der Volksmusik passe, und hat mir deshalb die saubers-
ten Jeans und ein Edelweisshemd bereitgelegt.
Ein E-del-weiss-hemd! Hallo?!

MÜESLI



Bin ich etwa der fröhliche Geissenpeter aus dem Heidi-
Film?

Schlimm genug, dass ich überhaupt ein solches Klei-
dungsstück besitze. Aber nach diesem Fototermin wird
das die ganze Welt wissen!

Einem Überlebensreflex folgend, wühle ich in meiner
untersten Kommodenschublade. Da gibt es doch noch
irgendwo ein gammliges, mittelblaugraues T-Shirt mit
diesem geilen AC/DC-Schriftzug. ^(Rockband)

Genau!

Gefunden!

Das Teil gehörte meinem Vater, ist schon ein wenig
verwaschen und ausgeleiert. Meine Mutter wollte es
neulich in einen Sack stopfen und in die Altkleider-
sammlung geben, aber ich habe es in letzter Sekunde
vor dem Export gerettet.

Das ziehe ich an.

Zugegeben, es ist mir viel zu gross. Wenn ich die Arme
ausbreite, sehe ich darin ein wenig aus wie ein furcht-
loser Basejumper @ Lauterbrunnen im Berner Ober-
land. Aber wenn ich spät genug mein Zimmer verlasse,
sind die Leute von der Presse schon da, und meine
Mutter muss gute Miene zum bösen Spiel machen.
Selbstverständlich wird meine Befehlsverweigerung
nach Verschwinden der Presse zu einer grösseren



Grundsatzdiskussion mit meinen Eltern führen - aber das ist es mir wert. Ich grinse über alle vier Backen. Tja, manchmal ist auch der Musterjunge aufmüpfig. Dann schlüpft er aus dem Marienkäfermodus und wird zum Revoluzzer. Und ein bisschen Spass muss einfach sein, damit man geschmeidig bleibt.



Es klappt dann auch wirklich. Aber das ist nur ein kleiner Sieg. Meiner Mutter frieren deutlich kurz die Gesichtszüge ein, als ich mich an den Frühstückstisch setze, aber sie lacht sofort wieder schrill und versprüht ihren künstlichen Foto-Charme. Ich mag es nicht, wenn sie so ist.

Der Fotograf packt zwei Kameras aus und baut seine Utensilien auf: indirekte Leuchten und externe Blitzlichter, Schirme, die das Licht reflektieren. Dafür räumt er kommentarlos ein Büchergestell um und schiebt Pflanzkübel von einer Ecke in die andere. Aber das kennen wir schon, und wertvolle Gegenstände wie die alte Standuhr meiner Urgrossmutter und eine spezielle Blumenvase aus China sowie Mamas Lieblingsorchideen werden vorsorglich in Sicherheit gebracht, bevor Medienleute unser Haus betreten. Es ging nämlich schon einiges zu Bruch bei solchen Terminen: Mamas heiss geliebter Bonsai wurde gefällt, ein schwarzer Windhund

aus Porzellan gekillt. Wände rücksichtslos beschädigt, Möbel ramponiert...

Mama dreht dann jeweils voll im roten Bereich, aber mich selber kratzt das eher wenig. Was mich mehr beschäftigt, ist die Frage: Gibt es da draussen in der Welt wirklich Menschen, die uns frühstücken sehen wollen? Und wenn ja, warum? Ich hasse es, wenn ich daran denke, dass fremde Leute diese Bilder aus unseren vier Wänden sehen werden. Und ich bin sicher: Mein Vater hasst es genauso wie ich. Sogar meine Mutter hasst es, aber sie spielt ihre Rolle, weil sie muss, weil sie ein Star ist und weil sie ihre Schunkelmusik verkaufen will.

Die Vorstellung, wie das Hochglanzmagazin dann in meiner Klasse die Runde machen wird, stellt mir die Nackenhaare auf. Ich höre schon die Kommentare.

»Oh, wie herzig, die heilige Familie«, wird Tim säuseln, und aus seiner Stimme wird der Spott triefen. Er sei nur neidisch, meint mein Vater dazu, und vielleicht hat er recht. Es ist trotzdem voll zum Überbeissen.

Heilige Familie! Maria, Josef und das Weihnachtskind im AC/DC-Wingsuit-Outlet.



Also eins ist klar, wenn ich einmal ein Star bin, werde ich niemals, nie-nie-mals, irgendwelche Journalisten in meine Villa lassen. Und wenn ich einmal einen Sohn habe, werde ich so coole Musik machen, dass er sich

meinetwegen nicht schämen muss. Da kannst du drauf wetten! Schade wärs allerdings, wenn er sich dann von mir abgrenzen wollte und absichtlich auf Schlagermusik abflippen würde.

Einmal habe ich eine Diskussion zwischen meinen Eltern gehört, die sehr unfreundlich war.



»Das gehört halt dazu. Meinst du, das macht mir Spass? Das ist mein Job«, hat meine Mutter gesagt.

»Ja, aber *mein* Job ist es nicht«, betonte mein Vater giftig. »Und das Kind sollte auch rausgehalten werden.« Das Kind bin ich.

»Soll ich etwa meine Karriere aufgeben? Ist es das, was du willst?«, fauchte meine Mutter.

»Nein. Aber du könntest mehr Rücksicht auf uns nehmen. Es geht nicht immer nur um dich, um dein Leben, deinen Erfolg, dein Weiterkommen. Ich habe auch einen Job. Und dein Kind hat auch ein Leben. Du bist ganz nebenbei noch meine Frau und Johnnys Mutter.«

»Ja, ja, und ich gehöre an den Herd... So weit kommt es noch. Es sind doch nur noch ein paar Jahre, die mir bleiben. Gönn mir doch den Erfolg! Ich habe lange genug darauf gewartet.«

Der Streit ging noch eine Weile weiter, aber ich hörte nicht mehr zu. Ich musste darüber nachdenken, warum meiner Mutter nur noch ein paar Jahre blieben. Hatte



sie Krebs oder sonst eine furchtbare Krankheit? Ich erzählte Rosa davon, und sie erklärte mir, dass das bestimmt nur mit dem Alter meiner Mutter zusammenhänge. Sie sei immerhin schon vierzig und fürchte wohl, dass sie mit fünfzig nicht mehr so gefragt sein könnte wie jetzt. Vierzig oder fünfzig, macht das wirklich einen Unterschied? Bei dieser Musik? Die hören sich doch ohnehin nur ewiggestrige Wackeldackelaufderhutablageunterderheckscheibebesitzer an.*

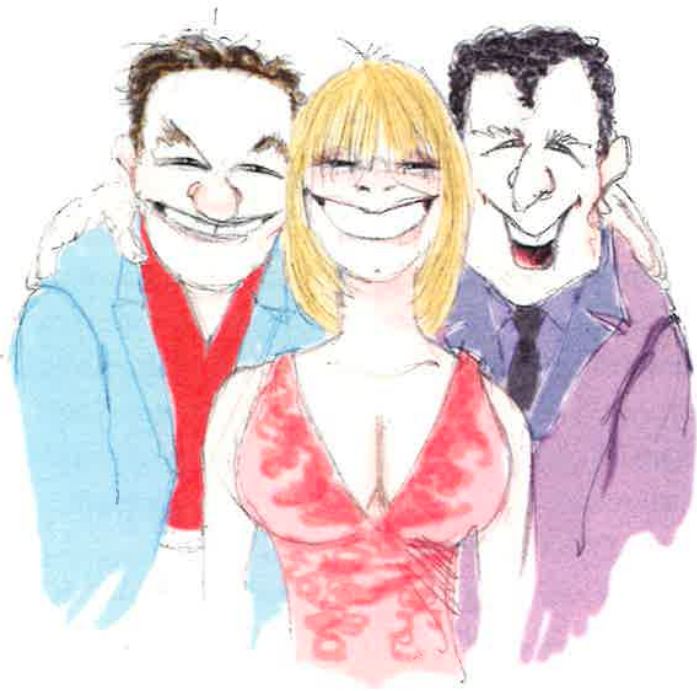


Rosa? Wer ist Rosa?

Ach ja, wir haben eine Haushälterin, eben Rosa. Sie kommt jeweils vorbei, wenn Mama länger unterwegs ist. Und sie ist wirklich viel unterwegs, meine Mutter: Fernsehauftritte, Tonstudio, CD-Aufnahmen, Presseterminale, Sitzungen, Musikproben, Tourneen mit anderen Stars, eigene Shows, Autogrammstunden, Gesangsunterricht, Kostümanproben, Fotosessions, Coiffeur, Kosmetikstudio, Fitnesscenter und so weiter.

Ich habe mich daran gewöhnt. Es hat ja auch Vorteile, wenn man als Sohn ein bisschen Luft hat. Aber ab und zu ist man halt schon froh um eine Ansprechperson wie Rosa. Rosa ist längst mehr als eine Haushälterin. Sie ist schon fast eine Art Ersatzmutter. Zeitweise. Vorüber-

** Nicht verzagen, Oma fragen!*



gehend. Das ist auch nötig, denn jeder Haushalt ver-
trägt eine Mutter – auch wenn sie einem manchmal
ganz schön auf die Nerven geht. Also die Mutter. Rosa
geht mir nie auf die Nerven. Aber sie ist ja auch nicht
meine Mutter.

Eigentlich begann alles vor fünf Jahren. Mama wurde
von einer Freundin bei »Die Schweiz sucht Talente«
angemeldet und gewann mit einem alten Schlager:
»Das Feuer der Sehnsucht«. Anfangs, da war ich un-
glaublich stolz. Das war schon krass: Ey, plötzlich schüt-
telte ich die Hand von Semino Rossi (das ist der mit der
Dreiecksfrisur) und Stefan Mross (das ist der mit dem
Gel in den Haaren). Sie tranken bei uns ganz normal
Kaffee. Heissen Kaffee. Und Francine Jordi (das ist die
mit dem Pony und dem Marzipan-Charme) tauschte
mit Mama Kochrezepte aus. Einmal durfte ich an einem
Jasmin-Janser-Florian-Silbereisen-Konzert in der ersten
Reihe sitzen. Aber damals war ich acht!
Silbereisen? Who the f*** is Silbereisen? Na ja, das ist/
war doch der Typ von der Helene A. Fischer. Helene
Fischer, okay, kennt (leider) jeder. Aber warum A.? Na A
wie »Atemlos durch die Nacht«. Der Hit, mit dem sie
uns zu foltern versuchte. Kennt leider auch jeder.
Eben, das Silbereisen-Konzert. Alles war neu und auf-
regend. Ich sang sogar Mamas Lieder mit, und ich habe



es nur meinem Vater zu verdanken, dass ich nicht mit auf die Bühne durfte. Aus dieser Nummer wäre ich ja niemals mehr rausgekommen! Stell dir bloss mal die Schlagzeilen vor: »Jasmin Janser jodelt im Duett mit ihrem süssen Sohn«. Oder »Jasmin Janser präsentiert ihren kleinen Goldschatz«. Oder »Johnny Janser: vom Väterchen die Statur, vom Mütterchen die Frohnatur«. Voll heinopeino! Zum Glück ging dieser Kelch an mir vorüber. Danke, Papa!

Heute ist der ganze Rummel um meine Mutter vor allem eines: lästig. Inzwischen ist es ohnehin fast der Normalzustand, dass sie weg ist. Und ganz ehrlich: Ich habe mich damit arrangiert. Nicht dass ich es mir wünsche, aber es ist mir definitiv wohler, wenn sie nicht da ist, als wenn sie zu Hause einen Riesenzirkus veranstaltet so wie heute. Nur manchmal, wenn sie daheim ist und richtig freihat, dann ist es schön. Dann läuft sie ungeschminkt im Jogginganzug durch das Haus und hat beste Laune, falls sie nicht ununterbrochen schläft. Auch mein Vater ist dann total locker, und wir haben Spass zusammen. Fast wie früher, als Mama noch kein Star war.

Heute ist also ein Pressetag.


Wir frühstücken und werden dabei fotografiert. Immer noch besser, als wenn das Fernsehen vorbeikommt.



aber schlimm genug. Ich sehe, wie mein Vater zu seiner Zeitung schielt, die er normalerweise beim Frühstück liest. Aber heute darf er nicht. Wir sollen ja so tun, als wären wir die perfekte Familie, und in einer perfekten Familie liest man beim Frühstück nicht Zeitung. Weder auf dem iPad noch auf dem Papier! Kein Wunder also, dass wir uns nur sehr gezwungen unterhalten. Meine Mutter hat Tonnen von Schminke im Gesicht, und ich trage einen leuchtenden Pickel offen zur Schau.

»Den retuschieren wir dann weg«, meint der Fotograf, als er das Blinklicht auf meiner Nase entdeckt.

»Okay, aber die Nase bleibt!«, witzle ich.

Tatü,
tata 

Heute können die am Computer ja einfach alles machen. Und drum frage ich mich, warum Papa und ich eigentlich noch zu diesen blöden Fototerminen antraben müssen, wo die Bildbearbeiter uns doch einfach nachträglich ins Foto basteln könnten.

Aber das nützt jetzt nichts, wir sind schon hier.

In Momenten wie diesem fühle ich mich meinem Vater sehr nahe. Endlich ödet uns etwas gemeinsam an. Auch gemeinsames Anöden kann verbinden. Ab und zu verdrehen wir die Augen, wenn es keiner sieht, und wir brauchen uns nur anzuschauen, um genau zu wissen, was der andere denkt.

Der Fotograf gibt nun Regieanweisungen. Ich soll mich ans Klavier setzen, und meine Mutter soll sich danebenstellen. Wir tun so, als würden wir gemeinsam musizieren und einen ihrer Hits singen. Aber in Wahrheit spiele ich »You Can't Always Get What You Want« von den Rolling Stones, was meine Mutter enorm ärgert, weil sie »Du kannst nicht immer haben, was du willst« schon richtig verstanden hat. Ich weigere mich nämlich standhaft, volkstümliche Melodien zu spielen, auch nicht für ein Foto. Wenn ich die biedereren Kampfschunkler in der »Stadlshow« im Fernsehen auf eins und drei klatschen sehe, zieht es mir die Unterhose bis über die Schultern hoch. Die sind wirklich voll hardcore, die Volksmusikfreunde. Meine Mutter streicht mir zärtlich die Haare übers abstehende Ohr. Ich hatte sie wohl wieder unbewusst dahinter versteckt, statt umgekehrt. Sollen sie doch das Ohr auch wegretuschieren.

Das abstehende Ohr habe ich im Fall nicht geerbt, und ich habe es auch nicht, weil mein Vater mich immer daran gezogen hätte oder so. Auch nicht, weil ich ein Rechtsschläfer bin. Aber das habe ich ja schon erklärt: Es ist einfach eine Laune der Natur. Oder Schicksal. Schicksal ist das idiotische Wort, mit dem immer alles erklärt wird, was man nicht erklären kann. Schicksal.



Vorsehung.

So ist es halt.

Damit muss man leben.

Unsereiner würde einfach sagen: »Mist. Dumm gelaufen. Shit happens.«

Mein Vater wäre übrigens wirklich voll in Ordnung, wenn er nicht Lehrer wäre. Aber eben, er *ist* Lehrer – und dann auch noch an meiner Schule. Meinetwegen könnte er bei der Müllabfuhr arbeiten, Polizist, Automechaniker, Bestatter oder dann halt Kleintierpfleger sein. Aber nein, er musste unbedingt Lehrer werden.

Papa hat sich immer mehr als nötig in meine Hausarbeiten eingemischt, sich mehr als nötig um meine Schulnoten gekümmert, sich mehr als nötig an den Elternabenden zu Wort gemeldet. Man nenne das »déformation professionnelle«, hat mir Rosa mal erklärt, und das habe ich mir gemerkt, wenn ich auch sonst so meine Probleme mit dem Französischen habe.

Die Presseleute möchten dann allen Ernstes mit uns das Haus verlassen und ein wenig Familienidylle im Freien aufnehmen. Ob wir denn gemeinsame Lieblingsplätze hätten, will die Journalistin wissen. Mama sagt etwas von Vierwaldstättersee, und Papa will schon die Wanderschuhe schnüren.

Wer trennt, ist feige ;))

Nein!

Nicht das auch noch!

Soll ich jetzt die Gelegenheit nutzen und das Thema Wasserski ins Spiel bringen? Go-Kart-Fahren auf der offenen Kartbahn in Morschach? Oder einen Tandemflug mit dem Gleitschirm? Das wollte ich schon immer mal erleben. Das gäbe vielleicht schöne Fotos! Aber Mama würde es bei all diesen Aktivitäten bestimmt den Magen umdrehen, was ihre Fans wohl auch nicht so gern in einer Illustrierten abgebildet sehen würden. Doch ich könnte wenigstens mit der Behauptung ein wenig Verwirrung stiften, Papa fahre ab und zu und insgeheim mit einem frisierten Panzer im Steinbruch Ingenbohl herum.

Logo.

Da sei ich immer gern dabei.

Aber ich sage gar nichts.

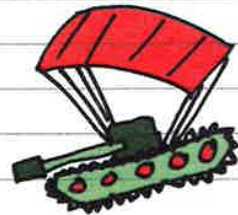
Ich bin ja nett.

Und brav.

Und pflegeleicht.

Und ich verstehe, dass solch lästige Reportagen in den Zeitungen oder im Fernsehen wichtig für Mamas Karriere sind.

Meine Mutter schlägt schliesslich einen Ausflug in den nahen Tierpark vor, und so fahren wir nach Goldau, und ich darf Bären und Bartgeier beobachten, was ein Trost



ist, gerade heute, wo der Tag ja eh schon im Eimer ist. Ich bin nämlich ein absoluter »Planet Erde«-Fan. Orcas, Erdhörnchen und Schneeleoparden im Schneesturm. Hammergeil. Bloss gibts von denen hier in der Schweiz ja nicht so wahnsinnig viele. Aber ich mag auch Eulen und Waldrappe. Die sind im Fall sackinteressant! Über Waldrappe habe ich alles gelesen, was es zu lesen gibt. Man kann im Internet sogar in ein Nest der Waldrappe des Tierparks Goldau schauen, was ich ab und zu mache, vor allem wenn sie gerade Junge haben. Da ist ständig Action angesagt.

Die Vögel sehen krass hässlich aus. Also so richtig extrem sauhässlich. Und doch sind sie irgendwie schön. Also relativ schön. Man könnte vielleicht sagen, sie haben eine hässliche Schönheit. Und die fasziniert mich. Hätten sie eine Papiertüte über dem Kopf und man könnte nur den halben Waldrapp sehen, würde man wohl sagen, ah, ein Vogel mit Papiertüte. Vielleicht käme einem eine Art schwarze Gans in den Sinn oder so. Nähme man aber die Tüte weg, dann gute Nacht: Der Krummschnabel des Waldrapps ist riesig, sein Kopf ist kahl, und die Frisur beginnt erst ganz hinten, wenn es schon fast zu spät ist. Dafür



ist sie dann umso frecher. Vor allem, wenn der Wind von hinten kommt, dann sieht so ein Waldrapp aus wie Chief Raoni Metuktire beim traditionellen Fest der Gürteltiere. Kennst du den? Das ist ein brasilianischer Kayapó-Häuptling mit einem Teller in der Unterlippe. Äusserst unpraktisch.

Waldrappe haben natürlich weder einen Teller in der Unterlippe noch im Unterschnabel; es geht mir rein um die Frisur. Doch ich muss den Vogel ja eigentlich gar nicht näher beschreiben. Seit sich das eigensinnige bayerische Waldrapp-Weibchen Shorty in die Schweiz verirrt hat, kennt wohl jeder Europäer den Waldrapp. Und in Goldau lebt nun eine ganze Kolonie dieser Viecher.

»Ein gänsegrosser Schreitvogel, eine Unterfamilie der Ibis«», sage ich nach einem kurzen Räuspern laut, als wir vor ihrem Gehege stehen.

Meine Mutter lächelt stolz. Und tatsächlich: Die Journalistin beginnt emsig zu schreiben. Sie notiert wohl gerade, wie intelligent der Junge von Jasmin Janser ist. Dabei fange ich doch erst an.

»Im frühen Ägypten dachte man, der Mensch würde nach dem Tod in Gestalt eines Waldrapps in den Himmel auffahren. Auch im Orient schützte man den Vogel, weil man glaubte, er würde die Seelen der Ver-



storbenen in seinem Gefieder mitnehmen. Und was taten die Europäer? Sie assen ihn! Es gibt alte Kochbücher, in denen die Zubereitung des »feinschmeckenden, zarten« Vogels beschrieben wird.«

Ich hielt in der Schule einmal einen Vortrag über Wald-
rappe. Das zahlt sich jetzt aus. Endlich mal nicht bloss
unnützes Schulwissen. Mein Publikum jedenfalls ist
geflasht. Bald kann ich Eintritt verlangen.
Zum Schluss gehen wir noch zur Freilaufzone des Tier-
parks, die ich auch mag. Sikahirsche und Damhirsche
rennen einen da fast um, weil sie ungestüm nach Futter
verlangen. Das liebt auch der Fotograf. Und so sind
am Ende unseres Pressetermins doch noch alle einiger-
massen zufrieden. Sogar ich.



Seite 2: Hirscheinterview + Beiwort-Tipp
Grobklausur

3

Es war zu erwarten; eine Woche später macht sich Tim
Tabak prompt einen Spass daraus, die Zeitschrift mit
den vielen bunten Fotos unserer Familie in der Klasse
herumzuzeigen. Dass er damit gleichzeitig zugibt, sol-
che Heftchen zu lesen, das kommt ihm gar nicht in den
Sinn. Mir schon. Würde niemand diese Illustrierten kau-
fen, gäbe es auch keine blöden Homestorys, für die
ganze Familien beim Frühstück belästigt werden.
Dabei müsste es doch jedem klar sein, dass auf diesen
Bildern eh alles gelogen und gestellt ist.

Sogar Tims Kommentar habe ich richtig vorhergesehen.
»Die heilige Familie«, sagt er genüsslich und grinst
frech in meine Richtung.

Alle kichern, und ich ärgere mich. Das ist genau das,
was er erreichen will. Gut, dass ich auf den Fotos we-
nigstens kein Edelweissshemd trage. Mein kleiner, per-
sönlicher Triumph. In solch peinlichen Situationen ist
man ja mit relativ wenig zufrieden.

Tim machts mir manchmal schon schwer. Einmal hat
er im Ex Libris ein gigantisches Jasmin-Janser-Plakat
geholt und in der Eingangshalle der Schule aufgehängt.

Ich bemühte mich, es zu ignorieren, aber ich musste ja ständig daran vorbeigehen. Letzte Woche hat er ein Lied von meiner Mutter verhunzt. Er machte sich die Mühe, einen eigenen sinnlosen Text zu kreieren. Es geht ihm wie vielen: Er mag die Musik meiner Mutter nicht und kennt sie doch. Er singt die Melodien mit, obwohl er sie hasst. Das ist schon verrückt. An meiner Mutter kommt keiner vorbei. Die Lieder werden im Radio rauf und runter gespielt. Meine Mutter hats richtig geschafft. Das schafft mich!

Ich bin froh, als die Schulstunde endlich beginnt, auch wenn das bedeutet, dass wir an einer Französisch-Prüfung zu beissen haben. Die Bilder in der Zeitschrift werden schlagartig uninteressant, ausserdem kennen ja ohnehin alle meine familiäre Situation. Die Home-story kann keinen meiner Mitschüler mehr lange beschäftigen. Ganz im Gegensatz zum schwierigen Französisch-Test. Vor allem das »Wokabulär« bringt mich zum Schwitzen. Ich müsste wissen, ob die Wörter männlich oder weiblich sind, mich mit den Endungen beschäftigen und die »Agsons« richtig setzen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass die Franzosen alles viel zu kompliziert machen.

Paris mag eine wunderbare Stadt sein, aber Französisch ist und bleibt eine unglaublich doofe Sprache. Im Ver-

gleich zu diesem verzwickten Oh-lä-lä-lölö-Blabla und Tutswit-Pommes-frites ist Englisch doch geradezu ein Spaziergang. Da kann uns Frau Dupont noch so oft den Oldie »Libéré« von Stress abspielen, das hilft dann auch nicht. Immerhin ist »La Düpp«, wie wir sie hinter ihrem Rücken nennen, also immerhin ist sie, ich meine jetzt so vom Typ her und so, schon okay. Ich glaube, für eine Lehrerin ist sie noch sehr jung, und ihre fröhliche Art kommt bei uns allen gut an. Ich würde sogar sagen, solange man sie nicht sprechen hört, also wenn man sie zum Beispiel auf einem Klassenfoto sieht, könnte man sie glatt für eine von uns halten. Aber eben, wenns ums Franz geht, dann ist sie schon die Einzige, die es richtig fett draufhat.

Schau mal, nächste Seite →

Französisch ist eine Merde-Quälerei. Meinetwegen könnte der Röstigraben zwischen der Westschweiz und der Restschweiz noch viel tiefer und breiter sein und in der Mitte eine dicke, hohe Röstimauer haben, das wäre cool. Dann müssten wir vielleicht nicht mehr Französisch lernen. Überhaupt finde ich, dass die Franzosen uns auch ein bisschen entgegenkommen könnten. Ja, ich meine, wenn ich jetzt zum Beispiel nach Paris reise, dann müssten die doch so freundlich sein und mit mir Deutsch sprechen, schliesslich bin ich ja Gast. Und umgekehrt, wenn sie zu uns in die Schweiz kommen, dann



sind sie zu Besuch und sollten sich dem Gastgeberland anpassen, also Deutsch sprechen. Nein, ehrlich, aus meiner Sicht wird das Französisch völlig überschätzt, wenn du verstehst, was ich meine :-) Französisch kann man eigentlich nur noch mit Latein steigern. Oder mit Griechisch, oder Altgriechisch. Ägyptisch und Chinesisch sollen aber scheints auch die Härte sein, aber das müssen wir ja zum Glück nicht lernen.

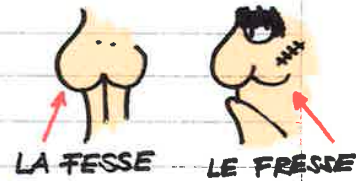
Anyway, ich überstehe den Test, habe schliesslich viel dafür gelernt, und gestern Abend hat mich mein Vater noch eine Stunde lang abgefragt: Körperteile vorwärts und rückwärts, von oben nach unten, innen und aus-

sen. Eine Mega-Tortur.

La tête, le cou, la nuque...

La main, la paume, le doigt...

Le nombril, la fesse...



Muss ich das wirklich alles wissen?

Darf ich es nach der Prüfung wieder vergessen!

Und wenn ich später mal in Paris ein Konzert gebe und ein Bier bestellen will und nicht weiss, ob es »un bière« oder »une bière« heisst, dann bestelle ich halt einfach »trois bières«. Und wenn der Kellner dann kommt, dann sage ich: »Merci beaucoup, deux retour!«



1000 x 2 = 00

Ich stelle mir manchmal vor, wie mein Kopf immer grösser und grösser wird, weil ich so viel Wissen hineinstopfen muss, endlose Formeln und Wörter und Regeln. Und so viel unnützes Wissen. Irgendwann muss ich doch auch mit dem Vergessen anfangen, ein wenig ausmisten, oder? Sonst platzt er garantiert mal, mein »tête«.

Was heisst das wohl auf Französisch: Mein Kopf platzt? So was lernen wir dann wieder nicht. Wen wundert,

Ich muss das mal googeln: Mein Kopf platzt. Die wichtigen Infos muss man sich ja heute immer selber aus dem Internet runtersaugen, die bekommt man eh nicht in der Schule. Wie neulich bei der Sexualkunde: Tausend Fragen wurden mal wieder nicht beantwortet. Hab ich da überhaupt irgendwas gelernt? Oder beim Musikunterricht: Computer und Interfaces und Schnittprogramme und Sound-Libraries werden da nicht mal am Rand thematisiert.

Aber eben: Ich gehe zur Schule, weil ich muss. Weil es mein »Beruf« ist. Doch, ich nehme es tatsächlich wie einen Job, einen eher miesen Job. Oder wie eine Art Knastzeit, die ich absitzen muss. Halbgefangenschaft, quasi. Es ist nur eine Übergangszeit, sage ich mir immer wieder.

Und trotzdem nehme ich das Ganze irgendwie ernst und will gut abschneiden. Ja, es gibt ja auch durchaus

Fächer, die mir später einmal helfen werden, wenn ich Verträge in verschiedenen Sprachen aushandeln werde, mein Vermögen geschickt anlegen oder den Überblick über meine Buchhaltung behalten will.

Tim Tabak hingegen sieht das anders, glaube ich jedenfalls. Ist Schule für mich nicht gerade ein Traumjob, ist es für ihn bestenfalls eine Art Temporärjob, zumindest wenn man seine häufigen Absenzen betrachtet. Während ich den Stundenplan auswendig kenne, weiss er lediglich, wie viele Pausen der Tag hat und wo es die besten Plätze gibt, um unbeaufsichtigt irgendwelche verbotenen Dinge zu tun.

Nach dem Französisch folgt ein weiterer »Höhepunkt«: Wir haben Turnen. Der Sportunterricht ist auch immer wieder eine sehr gute Möglichkeit, sich zu blamieren, wenn man so unsportlich ist wie ich. Ich sei ein »Schlaffheimer«, meinte Georg Gepard neulich. Sara Super lachte sich schlapp und brachte dann noch den Begriff »Hüftharry« ins Spiel.

Danke.

Unsportlich zu sein, ist schwer genug. Aber das Dissen der anderen zu ertragen, ist too much.



Diesmal hat sich Turnlehrer Camenzind etwas speziell Originelles einfallen lassen: Eine halbe Stunde vor



Schulschluss hängt er ganz oben an eine der alten Kletterstangen ein rotes Tüchlein.

»Jeder, der das Tuch berührt hat, kann heimgehen«, verkündet Camenzind, stolz auf seine Idee, uns gekonnt zu Höchstleistungen zu motivieren.

Na super!

Ich werde also für immer in dieser nach Turnhalle riechenden Turnhalle bleiben müssen oder zumindest, bis sie abgerissen wird oder ich tot umfalle. Das sind ja Zukunftsaussichten.

Vielleicht habe ich meinen schönsten Tag wirklich schon hinter mir?

Georg Gepard ist schon oben, bevor der Lehrer fertig geredet und den Startpfeiff gegeben hat. Er schickt ein triumphierendes Lächeln in die Runde, macht mit den Fingern ein Victory-Zeichen, saust wie ein Feuerwehrmann beim Grossalarm die Stange runter und geht sich umziehen.

Der Reihe nach quälen sich alle die Stange hoch.

Sind wir denn Affen? Braucht man das Stangenklettern irgendwann im späteren Leben? Ich bestimmt nicht.

Ich werde höchstens die Karriereleiter erklimmen.

Die kann auch steil sein. Aber dafür brauche ich andere Fähigkeiten. Und die habe ich.

So, jetzt komme ich an die Reihe. Und versage

63°

prompt schon nach dem ersten Klettergriff. Das war vorhersehbar. Ich kann einfach nicht klettern. Und ich will es auch nicht können. Ich kann Klavier spielen. Das schon. Aber nicht klettern.

Ich stelle mich wieder hinten an, und bald sind wir nur noch ein trauriges Trio, das sich abwechselnd bemüht, der Schwerkraft ein Schnippchen zu schlagen und dieses blöde Tuch zu erreichen. Erbärmlich. Wenn das jetzt einer filmt und ins Internet stellt, bin ich lebenslänglich erledigt. Aber die, die so schräge Ideen haben könnten, sind ja zum Glück längst daheim oder rauchen hinter dem Schulgebäude.

Irgendwann, etwa fünf Minuten nach offiziellem Schulschluss, gibt auch der Turnlehrer auf. Er will ja schliesslich essen gehen. Vorher schmiert er uns aber noch kopfschüttelnd aufs Brot, dass wir wirklich die allergrössten Weicheier dieses Planeten seien. Sportliche Grottenolme. Schlappe Mattenpflaumen.



Camenzind hat es ohnehin super drauf, mich vorzuführen. Auf meinem persönlichen Lehrermeter ist der Obervorturner ganz unten, eigentlich fast nicht mehr sichtbar. Ein absoluter Minusmensch. Unter null. Eine kolossale Unternull-Null!

Einmal mussten wir an den Ringen turnen. Blödsinn. Für jemanden, der zum Zirkus will, ein Highlight, klar. Aber ich will ja nicht zum Zirkus, und wenn, dann höchstens als Musiker ins Orchester.

Und als ich mich gerade an den Ringen abmühe, innerlich fluchend und jammernd, sagt Camenzind in voller Lautstärke, als wärs eine enorm wichtige Durchsage, etwa so wie bei einem Brandausbruch im Einkaufszentrum oder einem unmittelbar bevorstehenden Terroranschlag: »Johnny, du hängst in den Ringen wie ein vollgeschissener Strumpf.«

Tja, was soll man da sagen?

Eine Zeit lang hatte ich mir daraufhin ernsthaft überlegt, Camenzind einen vollgeschissenen Strumpf in den Briefkasten zu mobben. Nur damit dem Fussfunghi endlich klar würde, wovon er eigentlich redete. Oder nachts in seine Wohnung einzudringen und in seine Strümpfe zu kacken! Aber für solche Aktionen bin ich wohl einfach zu gut erzogen. Leider.

Ihr könnt euch ja leicht vorstellen, wie lange ich mir diesen »vollgeschissenen Strumpf« habe anhören müssen. Darüber hat sich sogar mein Vater aufgeregt. Ich glaube, er hat dann mit Camenzind geredet, obwohl ich es ihm ausdrücklich verboten hatte. Jedenfalls lässt mich der Turnschuh mit dem Wochenrückblick-Bart



nun im Grossen und Ganzen in Ruhe; er ignoriert mich einfach. Ausser bei speziellen Gelegenheiten wie heute, wo er mich zusammen mit anderen in die Pfanne hauen kann.

Aber ja: Mein Vater hat neulich, als er glaubte, ich sei ausser Hörweite, meiner Mutter erzählt, dass Camenzind hinter der trostlosen Frau Fischer her sei. Und sie ihn nicht wolle. Sie bleibe lieber »unbemannt«, um es mit Tims Worten zu sagen. Mein Vater sagte es natürlich nicht so. Aber er meinte dasselbe. Camenzind suche sich immer die schlimmste Frau weit und breit aus und bekomme sie dann trotzdem nicht, beendete mein Vater das Thema.

Unglaublich!

Frau Fischer! Die Spassbremse! Das ist ja voll der »Börnä«. Also echt, Mann!

Ich meine: Da muss ich doch nicht mehr in seine Strümpfe kacken. Sein Leben scheint beschissen genug zu sein.

Nein, wirklich, die Schule ist schon ein ständiges Dschungelcamp.

Tiefster Dschungel.

Allertiefster.

Eine harte Prüfung.

Es ist, als werfe man uns Tag für Tag jede Menge ekliger Viecher vor, und wir, wir müssten sie schlucken und verdauen.

Wieso lassen wir uns diesen Terror eigentlich gefallen? Andererseits denke ich, dass wir dafür am Ende der Schulzeit auf alles vorbereitet sind, was im Leben so auf uns zukommen wird. Wir wissen Bescheid über Fieslinge, Intrigen, Mobbing, Schikanen. Es kann doch nicht mehr schlimmer werden, oder? Was uns nicht umbringt, macht uns stärker, hat mal irgendein Schlauer gesagt. Ich werde unverwundbar sein, wenn ich irgendwann, in gefühlten hundert Jahren, hier rauskomme, das schwöre ich!

**ICH BIN KEIN STAR
HOLT MICH HIER RAUS!**



4

Wir schlagen viel zu selten zurück.
Ja, klar, wenn ich *wir* sage, meine ich die anderen.
Ich selber bin nicht so der Typ Befreiungskämpfer.
Ein Lehrerkind halt.
Umso mehr freue ich mich über die Streiche der
anderen.

Neulich in der Kirche, das war schlicht genial. Hat ja
keinem wehgetan. Nun, fast keinem. Einzig vielleicht
unserem Pfarrer. Ein ganz klein wenig. Und auch nur im
Herzen. Weil er halt so furchtbar spiessig ist und sich
ohnehin nicht freut, wenn wir Schüler einmal pro Jahr
den Gottesdienst selber gestalten dürfen. Er hat immer
Angst, wir würden irgendwelche Grenzen verletzen, uns
unanständig benehmen, die Kirche entweihen und so.
Dabei versuchen wir bloss, den ärgsten Staub weg-
zupusten und etwas Schwung in den Gottesdienst zu
bringen. Was kann man denn dagegen haben?



Zugegeben, beim letzten Schüler-Gottesdienst über-
spannten wir den Bogen etwas. Weil uns die immer



gleiche Orgelmusik nervt, griffen wir während der Kommunion korrigierend ins musikalische Rahmenprogramm ein. Aber nur ganz wenig und um den alten Organisten ein bisschen zu entlasten und um ihm die Möglichkeit für ein kleines Nickerchen zu geben. Deshalb überreichten wir dem Sigristen eine CD mit *unserer Kirchenmusik*.

Keine Ahnung, wer die Idee aufbrachte und wer sie schliesslich in die Tat umsetzte. Ausnahmsweise wird darüber bis heute geschwiegen. Jedenfalls mischte sich der Pfarrer mit den Hostien unters Volk, und der Sigrist drückte den Start-Button der Musikanlage. (An das teure Gerät lasse er keine Schüler, hatte er einmal verkündet, das sei Chefsache.) Und jetzt donnerte also »Highway to Hell« von AC/DC durch die Kirche, und zwar mit voller Power. Den Pfarrer hats schier aus dem Talar gepustet, er bekam einen purpurroten Kopf und eine beängstigende Schnappatmung, starrte Löcher in die Luft und liess dann beinahe den kostbaren, vergoldeten Kelch fallen.

Auch der Sigrist schien sich in einer Schockstarre zu befinden, denn er brauchte eine ganze Weile, um mit zitternder Hand und spastischen Bewegungen den richtigen Knopf zu finden, um den »Höllennritt« zu stoppen. Das reichte, um uns allen einen richtig guten Tag zu bescheren. Endsgeil!

»Highway to Hell«.

Das muss man sich mal vorstellen!

Selbstverständlich wurden wir gemassregelt ohne Ende.

Wir seien böse, respektlos und skandalös.

Wir seien Ketzer und des Teufels.

Aber es gab halt keinen Einzeltäter, den man hätte – ja was denn nun? Wie hätte man ihn wohl bestrafen sollen für so eine schändliche Missetat? Von der Schule verweisen? Mit lebenslänglichem Ministrantendienst quälen? Orgelpfeifen putzen oder Gräber ausheben lassen?

Also ich muss sagen, ich selber wäre durchaus erfreut, wenn man in der Kirche, zum Beispiel auf meiner Beerdigung, AC/DC spielen würde.

Ganz ehrlich.

Ich fänds cool. Vielleicht sollte ich das sogar mal irgendwo schriftlich festhalten, so wie eine Art Testament.

Obwohl, ans Sterben denke ich eigentlich wirklich noch nicht. Irgendwann in hundert Jahren dann vielleicht mal. Im Moment habe ich vor allem im Sinn, möglichst viele »schönste Tage« zu erleben. Und dieses Vorhaben wird mich wohl noch eine ganze Weile beschäftigen. Hoffentlich.



5

Gut, dass es auch Wochenenden gibt, schulfreie Tage, beinah wie ganz winzige Ferien.

Der Samstag ist verregnet, wie oft, aber das bewahrt mich vor ätzenden Familienausflügen auf irgendwelche Berge. Wandern ist doof. Wetten, dass du das genauso siehst? Man klettert Berge hoch, schwitzt, jammert, schaut dann von oben nach unten und stolpert danach wieder runter ins Tal. Da kann man doch gleich unten bleiben! Manchmal hat es sogar Seilbahnen, aber nein, die lassen wir links liegen. Mein Vater ist ein aktiver Bergbahnenhasser.

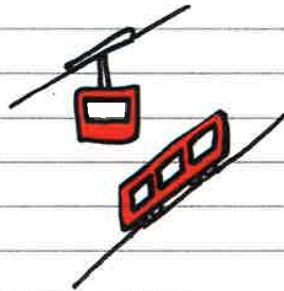
Wir gehen zu Fuss.

Prinzipiell.

Leider.

Sehr leider.

Sehr!



Aber heute hat keiner Pläne dieser Art. Ich gehe auf mein Zimmer und spiele ein wenig auf dem Klavier. Dann mache ich brav meine Czerny-Übungen (Opus 821, No. 1-40, falls es dich interessiert) und klimpere dann

diszipliniert Tonleitern rauf und runter. Anschliessend mühe ich mich wieder mit der »Mondscheinsonate« von Beethoven ab, die ich langsam, aber sicher zu hassen beginne, weil sie nach wie vor viel zu schwer für mich ist. Zu Beginn ist das Stück ja durchaus machbar, aber im dritten Satz gehts dann flott in Richtung Formel 1. Da darfst du dir nicht überlegen, was die Finger machen. Auf dem Flügel meines Klavierlehrers steht eine Gipsbüste von Ludwig van Beethoven. Mit wildem Haar und ernstem Blick. Kein Wunder, schaut der Kollege so bedrückt aus der Wäsche. Der war von seiner eigenen Komposition wohl genauso gefordert wie hunderttausende unschuldiger Musikschüler.



Warum ich mir das antue? Ganz einfach: Erst wenn ich wirklich gut bin mit den klassischen Sachen, lässt mich mein Klavierlehrer auch moderne Hits spielen oder klimpert mit mir vierhändig das Thema von »Pirates of the Caribbean«.

Später schaue ich auf Facebook, was so abgeht. Die meisten jammern über das schlechte Wetter, andere posten vergnügt Fotos von ihren Hauskatzen oder verbreiten irgendwelche abgefahrenen Videos im Netz. Nur Tim Tabak hat etwas Interessantes geschrieben. »Schwyz Kultur« hat einen Musikwettbewerb für



Jugendliche ausgerufen. Eigene Songs sind gefragt.
Man muss von seinem Song ein Youtube-Video hoch-
laden und dieses mit der Wettbewerbsseite verlinken.
Dann kann im Internet schon mal abgestimmt werden.
Das Finale ist ein Live-Konzert, das von Fachleuten
bewertet wird. Und nun bittet Tim um Stimmen.
Ich höre mir seinen Song an. Mehrmals.
Mein Urteil: mutig, mutig. Nur Tim und seine verzerrte
Gitarre.

Nein, ein Musiker ist er wirklich nicht.
»School party ... let's have a schohool pa-harty right
nohow...«

Kettensägen-Massa- ker!
Übelst!



Absolut gehörbeleidigend.

Man könnte als Nebenwirkung grad Pickel in Kombina-
tion mit Haarausfall und Ohrenkrebs bekommen.

Andererseits ist Tims Song gar nicht mal so schlecht.
Aber die Gitarre: meine Fresse!

Ja, ich gebe zu, ganz tief im Inneren, da packt mich
schon ein wenig die Schadenfreude. Auch die ganz
coolen Jungs haben ihre Schwächen, und die wiegen
besonders schwer, wenn sie es selber gar nicht
merken.

Vielleicht sollte ich einen eigenen Song einreichen.
Während ich eine Melodie summe, sehe ich mich im

Geiste schon die gerahmte Siegerurkunde entgegennehmen.

Eigentlich sehe ich meine Zukunft nämlich als Musikproduzent, als eine Art Pharrell Williams. Aber das weiss keiner ausser mir. Noch. Und vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, erstmals einen Beweis für meine ungeheure, überirdische, intergalaktische Begabung abzuliefern. Manchmal staune ich selber, wie bescheiden ich bin :-))

Anyway, ich setze mich wieder ans Klavier. Doch in meinem Kopf hat sich Tims kreischende Schulparty ausgebreitet wie eine halb gebackene Familienpizza. Von knusprig kann zwar nicht die Rede sein - aber die Melodie, das muss ich zugeben, hat doch irgendwie ein gewisses Potenzial. Ich höre mir den Song noch einmal an.

Es fehlt der B-Teil, das ist es! Und man müsste die Harmonien etwas ausweiten, im Refrain mehrstimmig arbeiten, dann vielleicht noch eine Bridge, einen Übergang, machen, dazu ein paar fetzige Schlagzeugbreaks und zwei, drei Bläserereinsätze. Es geht schliesslich um eine granatenmässige Party.

»School party ... let's have a school party right now...«
Jetzt bin ich überzeugt: Der Song wäre gar nicht so

grottenschlecht, wenn man ihn etwas aufpimpen würde. Statt ein eigenes Lied zu schreiben, knete ich an Tims »Pizzateig« herum. Ich habe ein richtig gutes Musikprogramm am Computer, mit angeschlossenem Keyboard, Interface und Mikrofon und so. Das ist jetzt mal ein Vorteil, wenn man solche krassen Eltern wie ich hat: Ich bekomme fast alles, wenn es um Musik geht oder wenn mein Vater einen pädagogischen Sinn dahinter erkennen kann.

Und so spiele ich den Song neu ein. Ich experimentiere und prüfle. Schiebe Noten rauf und runter und hin und her. Ich bin ja auch nur ein Amateur. Noch. Später werde ich mir so meine Brötchen verdienen, keine Frage. Und nicht nur Brötchen. Auch Brote. Und Fleisch. Und sportliche Autos. Und ein Haus mit Tonstudio und Swimmingpool. Und dort wird sich Sara dann im Bikini sonnen. Genau.

Als ich am Ende das fertige MP3-File anhöre, ist es immer noch Tims Song, klingt aber um Lichtjahre besser. Jetzt ist es eine knusprige Pizza mit Schinken und Käse und Ananas und zwei, drei Kirschen. Jetzt ist es ein echter Schulfest-Hammer. Jetzt funzt er. Richtig geil!
Nur: Was mache ich damit? Es ist nicht mein Song. Ich kann ihn nicht einreichen. Und wenn ich ihn Tim gebe, wird er das nie akzeptieren, weil die Verbesserungen



SEHR GUT



AUCH GUT 77



von mir kommen. Er müsste ja offiziell zugeben, dass ich der bessere Musiker bin.

Dann fällt mir die Lösung ein: Ich werde das MP3 auf eine CD brennen und per Post anonym an Tim schicken, mit ausgedruckten Noten und Harmonien, weil er sonst am Ende doch noch alles versaut. Genau. Er kriegt von mir eine CD mit Halb-Playback, damit er auf dem YouTube-Video dazu singen und Gitarre spielen kann. Meine eigene Stimme habe ich mit dem Voice-Changer total verfremdet, aber die würde er sowieso nicht erkennen. Ich bringe das Ding gleich zur Post, und dann warte ich ab. Vielleicht ist Tim ja zu blöd, um seine Chance zu sehen, zu verbohr in seine Verzerrergitarrendreierakkordekreischmusik. Mal sehen.



Ja, ja, gute Musik, das ist furchtbar relativ. Meine Mutter meint ja, sie mache gute Musik, wenn sie ihre Schlager trällert. Tim findet, er mache gute Musik, wenn er nur laut genug auf der Gitarre rumzerrt. Mein Vater findet Musik nur gut, wenn sie über hundert Jahre alt ist und klassisch. Ich selber bin für vieles offen, aber halt auch nicht ganz normal mit meinem Musikgeschmack. Immerhin spiele ich schon sechs Jahre Klavier, habe mich freiwillig mit Harmonielehre und dem Quintenzirkel beschäftigt und lerne, wo ich kann, zum



Beispiel auch mit diesen Tutorials auf Youtube. Daher muss für mich gute Musik harmonisch interessant sein, rhythmisch spannend, und über das Ganze darf auch gern noch jemand richtig singen.

Wirklich Fan bin ich von Lady Gaga. Cool, mega, fantastisch. Ja, ich träume nicht nur von Sara Supers roten Lippen. Ich träume manchmal auch von Lady Gaga. Schon vom Namen her fühle ich mich mit ihr verwandt: Johnny Depp und Lady Gaga. Wie ist sie wohl zu ihrem Namen gekommen? Haben den auch ihre Mitschüler erfunden? Wie kann man so frech und so musikalisch sein? Sie spielt richtig gut Klavier. Ich verzeihe ihr sogar, wenn sie mit diesem alten Star im Duett singt, mit Tony Bennett. Sie ist die Grösste. Und direkt nach ihr kommen Adele, Rihanna, Beyoncé, Pink, Leona Lewis, Norah Jones...

Meine Mutter wirft mir vor, ich würde meine Lieblingssängerinnen nach dem Aussehen aussuchen. Aber wenn sie doch so perfekt sind – umso besser. Ja, es fasziniert mich, dass es diese vollkommenen weiblichen Geschöpfe gibt. Wäre doch cool, wenn Sara Super auch so prima singen könnte...

Am Abend bin ich allein zu Hause. Meine Mutter hat einen Auftritt im Tessin, und mein Vater ist bei einem Freund zum Schachspielen. Ist mir auch recht. Für heu-



te war ich genug kreativ. Ich zappe mich hemmungslos durch alle Fernsehsender, bis ich vor der Glotze fast einschlafe. Als mein Vater heimkommt, schickt er mich ins Bett. Es werde eh spät, bis meine Mutter aus dem Tessin zurück sei.

Recht hat er. Doch zum Glück wissen wir beide nicht, welche dramatische Wendung unser Leben gleich nehmen wird.



6

Was ich jetzt erzähle, weiss ich alles von meiner Mutter. Nacherzählung statt Aufsatz. Da soll man ja nichts erfinden. Werde ich auch nicht. Aber da ich nicht dabei war, vergesse ich vielleicht etwas. Ich versuchs trotzdem. Es war also etwa so:

Samstagabend.

Kongresszentrum Lugano.

21 Uhr.


Die Volksmusiksängerin Jasmin Janser verbeugt sich in der ausverkauften Halle, knickst, lächelt und winkt. Immer wieder. Das Publikum tobt und will sie nicht von der Bühne gehen lassen. Aber es ist nicht Jasmins Solo-konzert, sonst hätte sie ohne weiteres noch ein paar Zugaben gesungen. Es ist »Andy Borgs Gastspiel mit Freunden«. Und Andy Borg tritt als Nächstes im Duett mit Francine Jordi auf. Das ärgert Jasmin ein wenig, denn altersmässig hätte sie doch wesentlich besser zu ihm gepasst. Aber nein, er schmückt sich lieber mit einer jüngeren Frau. Also geht das Bühnenlicht für Jasmin aus, und jemand führt sie zu ihrer Garderobe.



Ihr Herz klopft. Diese Auftritte fühlen sich manchmal an wie ein Rausch, ein riesiges High. Kurz davor geht es ihr meist hundeeelend, auch noch nach all den Jahren und obwohl sie ja längst ein Profi ist. »Was mache ich bloss hier?« und »Warum tue ich mir das an?« - solche Fragen stellt sie sich vor jedem Auftritt neu. Natürlich hat sie inzwischen gelernt, mit Lampenfieber, Angst und Panik umzugehen. Aber das braucht Kraft. Und nach dem Auftritt? Das Hochgefühl hält meist nur so lange an, wie sie braucht, um aus dem kostbaren Dirndl zu schlüpfen und sich abzuschminken.

Jasmin Janser wird zu ihrem Auto begleitet, und da die Show ja weitergeht, kann sie unbehelligt von irgendwelchen Fans wegfahren. So ein Abgang ist zwar eher unüblich, aber gewiss nicht unangenehm. Auf grosse Empfänge und Feiern danach kann die Sängerin längst verzichten (obwohl sie die gemeinsamen Absacker und Gelage mit Musikkollegen schon auch geniesst, wenn sie mit ihnen auf Tournee ist). Jetzt aber will sie nach Hause.

Während Jasmin auf der Autobahn heimwärtsbraust, hört sie Radio. In solchen Momenten fühlt sie sich zwar oft müde und ausgebrannt, aber am schlimmsten ist es, wenn sie in einem unpersön-

JUDITHUI!

JUDI DI HEI!

lichen Hotelzimmer übernachten muss. Nein, da nimmt sie lieber die nächtliche Rückreise auf sich.

Damit sie wach bleibt, öffnet sie ein Fenster und singt laut mit dem Fahrtwind um die Wette. Manch einer würde staunen, wenn er wüsste, was für Songs Jasmin auch noch mag und welche Hits sie kennt, textsicher - zumindest im Refrain. Manchmal, in ganz seltenen Momenten, gesteht sie sich selber ein, dass sie gern auch mal etwas anderes singen würde, Rock oder Soul, etwas in der Art. Aber sie weiss selbstverständlich, wo sie hingehört, wo ihre Fans sind, wer ihr den Erfolg ermöglicht hat, welche Musik ihr guttut. Beim einsamen Autofahren hingegen ist sie frei und darf sich ihre Popmusikwünsche erfüllen. Da singt sie problemlos auch mal Bon Jovi in Grund und Boden. Oder jetzt, wo im »Wunschkonzert« gerade »Happy« von Pharrell Williams läuft, ist Jasmin voll dabei, würde am liebsten tanzen.

Nach dem ohrwurmigen Song dreht Jasmin das Radio aus. Sie hat plötzlich Kopfschmerzen. Vermutlich hat sie zu wenig Wasser getrunken. Bei der Raststätte Erstfeld verlässt sie die Autobahn. Ihr fallen jetzt fast die Augen zu, und die Benzinstandanzeige zeigt bereits seit zwanzig Kilometern, dass es Zeit fürs Tanken ist. Der richtige Moment also auch für einen schnellen, aufputschenden Espresso.

Leider ist es Nacht, und so gibt es keinen Grund, die Sonnenbrille aufzusetzen. Die Tatsache, überall erkannt und von fremden Menschen angesprochen zu werden, macht Jasmin Janser immer ein wenig nervös, besonders wenn sie allein unterwegs ist. Sie fühlt sich dann irgendwie schutzlos.

Nachdem sie getankt und sich ein bisschen frischem gemacht hat, bestellt Jasmin einen Espresso und eine Flasche Wasser, stellt sich mit dem dampfenden Becher an einen Stehtisch und will vor dem letzten Stück Heimfahrt wieder richtig wach werden.

»Sind Sie nicht...«

Zwei Männer haben sich an ihren Tisch gesellt, und der eine schaut sie prüfend an.

»Ja, ja«, sagt Jasmin und knipst ihr Lächeln an.

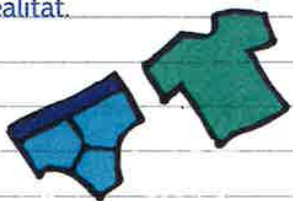
Schicksalsergeben lässt sie sich auf eine Unterhaltung ein. Die beiden Männer sind gar nicht so unsympathisch und auch nicht aufdringlich. Sie wollen nur ein wenig plaudern, und als sich Jasmin wieder auf den Weg machen will, bittet sie der eine um eine Autogrammkarte für seine Ehefrau.

Jasmin Janser ist ganz entspannt und freut sich auf zu Hause. Auf dem Weg zu ihrem Auto trällert sie sogar ein wenig vor sich hin. »Abendrot zum Abendbrot«
Doch kurz vor ihrem Wagen wird sie brutal von hinten



gepackt, und bevor sie auch nur schreien, bevor sie sich wehren kann, bevor sie überhaupt realisiert, was geschieht, wird ihr ein übel riechender Lappen heftig aufs Gesicht gedrückt, und nach ein paar dünnen Atemzügen strandet sie, betäubt von den narkotisierenden Dämpfen, im Land der Träume.

Als Jasmin die Augen öffnet, hat sie keine Ahnung, wie viele Stunden oder Tage vergangen sind. Als Erstes erschrickt sie über ihre rasenden Kopfschmerzen. Wo ist sie? Sie versucht, sich zu orientieren. Sie liegt auf einem schmalen Bett. Irgendwo im Nirgendwo. Ihre Hände und Füße sind mit Kabelbindern gefesselt, und – fast unerträglich – in ihrem Mund steckt ein zerknülltes Stück Stoff. In ihren Gedanken bringt sie es mit einem alten T-Shirt oder, noch schlimmer, einer Unterhose in Verbindung. Ihre Zunge ist blockiert, der Stoff würgt sie, und sie verspürt einen starken Brechreiz. Jasmin hat Angst. Furchtbare Angst. Angst, zu ersticken. Und die Angst wird zur Panik, als sie realisiert, dass bestimmt keiner weiss, wo sie ist. Wo noch nicht mal sie selber eine Ahnung hat, wo sie ist. Was überhaupt los ist. Wurde sie entführt? Nach einem Jux mit der versteckten Kamera sieht es jedenfalls nicht aus, und es fühlt sich auch nicht so an. Das ist kein Spiel und auch kein Traum, das ist knallharte Realität.



Noch nie in ihrem ganzen Leben hat sich Jasmin so klein, verlassen, so einsam, verloren und hilflos gefühlt. Vorsichtig bewegt sie, so gut es geht, ihren Kopf und schaut sich um. Sie liegt in einem fensterlosen, mit einer nackten Glühbirne spärlich beleuchteten Raum. Vermutlich eine Art Werkstatt oder Hobbyraum. Sie sieht zwar keine Werkzeuge und auch nichts, was auf ein Hobby schliessen lässt. Dafür aber sieht sie zwei Männer. Ihre Entführer.



Die Gangster tragen blaue Mechaniker-Overalls und Strumpfmasken, und ihre Hände stecken in Latex-Handschuhen. Während der kleinere der beiden mit einem riesigen Messer herumfuchtelt, kritzelt der andere etwas auf ein Stück Papier. Er flucht, streicht das Geschriebene durch und beginnt von vorn. Dann unterhalten sich die Männer über Jasmins schöne Hände und ihre langen, schlanken Finger. Sie sind sich einig, dass es »fast ein bisschen schade« wäre, wenn sie ein paar davon verlieren würde.

Tränen rinnen über Jasmins hübsches Gesicht. Die wollen doch nicht etwa...? Jetzt beginnt sie am ganzen Körper zu zittern und kann nichts dagegen tun. Wird sie hier jemals wieder lebend rauskommen? Ganz fest denkt sie an ihren Mann und ihren Sohn Johnny. Ganz



fest. Sie klammert sich richtiggehend an das Bild dieser zwei Menschen. Fast ist es ihr, als müsste sie sonst auf der Stelle sterben, als würde ihr Herz sonst ganz einfach stillstehen. Weil das Grauen nicht zu ertragen wäre.

»Oh, das Goldkehlchen ist wach geworden«, bemerkt nun der kleinere der beiden Männer. »Willst du ihm wirklich einen Finger abschneiden?«

»Klar doch, das Messer ist scharf wie ein Kampfhund«, antwortet der grössere. »Das geht zack, zack. Aber vielleicht ist es gar nicht nötig, wenn ihr Ehemann klug ist und die Kohle rüberschiebt.«

»Ja, genau. Hoffentlich.«



Jasmin wundert sich, dass sie noch atmen kann. Es fühlt sich an, als wäre ihr ganzer Körper gelähmt vor Angst. Ein Wunder, dass ihre inneren Organe noch halbwegs funktionieren.

Dann schaut der Kleinere auf seine Uhr. »Oh, ich muss heim«, sagt er.

»Ich muss auch los«, sagt der andere. »Die Lady ist hier ja sicher.«

»Komm, wir geben ihr noch etwas zu trinken.«

Die zwei Männer stehen auf und kommen auf Jasmin zu. Der eine stellt sich neben ihre Liege und zerrt

Jasmin grob in eine Art Sitzposition. Er reisst ihr das breite Klebeband, das sie daran gehindert hat, den Lappen auszuspuken, vom Mund. Der Mann muss ein starker Raucher sein, sein Overall, die Strumpfmütze und die Handschuhe stinken widerlich. Nun hält er Jasmin eine grosse Flasche an die blassen Lippen. Sie hat gar keine andere Wahl, als zu trinken. Das Wasser sprudelt wie aus einem defekten Wasserhahn in ihren Schlund. Unaufhaltsam. Sie kommt kaum nach mit Schlucken, muss husten, übergibt sich fast. Sie trinkt, so viel sie kann, aber ein Grossteil plätschert über ihr Kinn und ihre Bluse auf die Jeans. Als die Flasche leer ist, versucht Jasmin zu sprechen, will etwas sagen, will schreien – und bringt keinen Ton heraus. Es ist wie im schlimmsten Albtraum.

Die Männer diskutieren, wie es weitergehen soll. Da sie nicht allzu oft vorbeikommen wollen, werweissen sie, wie lange Jasmin wohl ohne Wasser überleben kann. Sie beschliessen, ihr den Lappen nicht mehr in den Mund zu stopfen und freundlicherweise eine Flasche mit Wasser (ohne Kohlensäure, weil Frauen das in der Regel bevorzugen) neben sie aufs Bett zu legen. Sie kümmern sich nicht darum, wie Jasmin mit gefesselten Händen die Flasche öffnen und daraus trinken soll. »Los, gehen wir. Das Goldkehlchen kann hier schreien,



so viel es will. Nützt ihr nichts, schadet nur ihrer Stimme«, sagt der Kleinere.

»Hier ist weit und breit kein Mensch, und in den nächsten Wochen kommt auch keiner vorbei. Luchsingers bleiben den ganzen Sommer über in Florida.«

Wer sind Luchsingers? Wer die Männer in den Strumpfmasken? Irgendwie kommen Jasmin die Stimmen bekannt vor. Ist sie ihnen schon einmal begegnet? Wenn ja, wo? Sind es etwa die beiden Männer von der Raststätte? Aber die waren doch ganz nett. Oder täuschte sie sich?

Jasmin ist total durcheinander und aufgewühlt von Kopf bis Fuss.

»Meinst du, ich darf sie auch noch um ein Autogramm bitten?«, flüstert nun der Kleinere.

»Ja sag mal, hats dir jetzt völlig ausgehängt!«, poltert der andere zurück.

»Es ist drum nur, weil – meine Frau ist doch auch so ein grosser Jasmin-Janser-Fan wie deine.«

»Ich fass es nicht! Warum hast du denn nicht gleich auch in der Raststätte eines verlangt, du gedimmte Energiesparbirne?«

»Ich war wohl zu nervös«, schnieft der Kleinere.

»Löli! Komm, lass uns von hier verduften.«

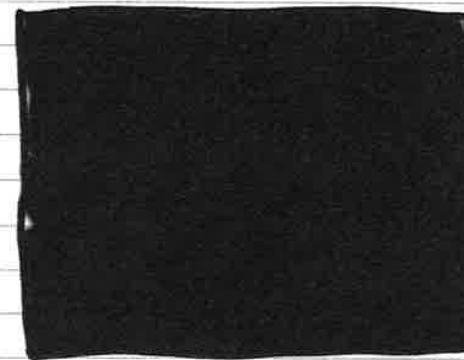
»Tschüss, Goldkehlchen!«, rufen die Männer höhnisch lachend, als sie das Licht ausknipsen und gehen.

Jasmin hört, wie sich der Schlüssel im Schloss dreht. Sofort will sie aufstehen. Aber es bleibt beim Versuch. Auch ihre Füsse sind gefesselt. Mit Kabelbindern. Ans Bettgestell. Ohne fremde Hilfe gibt es kein Entrinnen. Ihre Hand- und Fussgelenke brennen höllisch. Im Raum ist es dunkel, es riecht schlecht. Und nun ist es auch still, totenstill. Null Dezibel.

Wie in einem Grab, denkt Jasmin und friert bei diesem Gedanken. Sie fühlt sich lebendig begraben.



HUÄRÄTUNKÄL

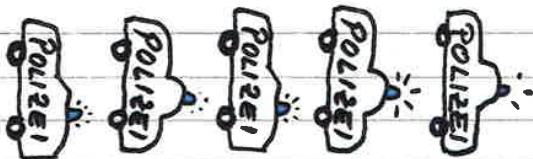


7

Als ich an diesem Sonntag aufwache, ist es schon fast Mittag. Die Tatsache, dass mich keiner geweckt hat (was ich mir ja eigentlich immer wieder wünsche), ist beunruhigend, besonders weil die Sonne schon ins Zimmer lacht. Man lässt mich nie so lange schlafen. Rumgammeln gibt es nicht. Nie. Etwas stimmt hier nicht.

Ich schaue aus dem Fenster auf die Strasse hinunter. Vor unserem Haus steht ein Polizeifahrzeug. Nein, zwei. Drei Männer mit Kameras lungern vor unserem Gartenzaun herum, rauchen und schwatzen. Aus dem unteren Stock höre ich verschiedene Stimmen. Es klingt nach Aufregung, nach Drama. Ich bin alarmiert.

Ungewaschen und ungekämmt schlüpfe ich in irgendwelche Kleider und schleiche aus meinem Zimmer. Besser, ich höre unbemerkt, was abgeht, bevor ich meinen Eltern die Gelegenheit gebe, mich wieder aufs Zimmer zu schicken, was sie ja gern tun, wenns mal spannend ist.



»Wir haben ihr Auto bei der Autobahnraststätte in Erstfeld gefunden«, sagt eine fremde Männerstimme. Mein Vater ist schockiert. »Da muss etwas passiert sein!«

Der andere Mann im Wohnzimmer erklärt sachlich:

»Ihre Frau wurde das letzte Mal im Restaurant dort gesehen, so gegen 23 Uhr. Sie trank einen Kaffee und verliess dann das Lokal. Es gibt Kameras in der Raststätte. Wir schauen gerade alle Bilder durch.«

»Wonach?«

»Nach Ihrer Frau. Wir wollen wissen, ob sie sich mit jemandem getroffen hat. Oder ob man etwas Verdächtiges sieht. Ob wir irgendwelche Leute darauf erkennen.«

»Aha...«

Papas Stimme klingt sehr ernst. Nein, Papas Stimme versagt. Mein autoritärer Vater wirkt wie ein labbriges Cornflake.

Jetzt entdeckt man mich. Rosa, unsere Haushälterin, winkt mich in die Küche, und ich folge ihr widerwillig. Lieber möchte ich weiter zuhören und vor allem Fragen stellen.

»Was ist los?«

»Ich mache dir jetzt erst mal ein Frühstück und erzähle dir, was ich weiss.«

Ich trinke also eine heisse Schokolade und tunke ein



Rosinenbrötchen darin, während sich Rosa mir gegenüber hinsetzt und zu reden beginnt.

»Johnny, es gibt ein Problem. Deine Mutter ist gestern - also, ehm, deine Mutter, sie ist gestern nicht heimgekommen. Dein Vater hat die ganze Nacht über versucht, sie telefonisch zu erreichen, aber sie hat sich nicht gemeldet. Der Manager erklärte, sie sei nach ihrem Auftritt gleich abgereist und müsste eigentlich längst zu Hause sein. Hier ist sie aber nicht angekommen. Da hat dein Vater die Polizei alarmiert. Und heute hat man nun ihr Auto an einer Raststätte gefunden, aber keine Spur von ihr.«

Tränen schießen mir in die Augen, und ich versuche, sie runterzuschlucken. Rosa kommt zu mir und nimmt mich in den Arm.

Das Rosinenbrötchen würgt mich jetzt im Hals. Meine Mutter ist verschwunden. Ich kann es nicht fassen. Die Polizei ist im Haus. Es ist irgendwie wie im Krimi. Ich schaue wahnsinnig gern Krimis im Fernsehen, meist mit meinem Vater. Aber ich möchte nur sehr, sehr ungern in einem Krimi mitspielen, so plötzlich und ungefragt. »Mach dir keine Sorgen«, sagt Rosa und streicht mir mit der Hand über den Kopf. Dann tätschelt sie meine Hand. »Alles wird gut!«

Aber Rosa glaubt selber nicht daran.

Ich sehe ihr an.



Jetzt kommt wohl die Strafe dafür, dass ich mir immer so viele Krimis anschau. Die Bilder überfallen mich einfach, ich kann mich nicht dagegen wehren. Wie im Schnelldurchlauf sehe ich im Geiste Szenen, die ich irgendwann im Fernsehen gesehen habe. Mama könnte vergewaltigt und verscharrt worden sein. Dann wird sie irgendwann von einem Jogger oder einem Hund gefunden. Aber das kann dauern. Oder man hat sie zerstückelt und tiefgefroren. Vielleicht ging es nur um Geld. Man hat sie überfallen und ausgeraubt. Vielleicht hatte sie ja ihre Gage in bar ausbezahlt bekommen. Und meine Mama bekommt viel Geld für ihr Gesinge. Im besten Fall hat man sie »nur« entführt, um Lösegeld zu erpressen. Im schlimmsten hat man sie betäubt und ins Ausland verschleppt und verkauft sie jetzt an einen Scheich. Oder eben: Man hat sie zerstückelt. Ist sie dafür aber nicht schon viel zu alt? Ich meine fürs Verkaufen! Sie hat doch nur noch ein paar Jahre, wie sie selber sagt. Vielleicht hat man ihr einen Finger abgeschnitten. Oder ein Ohr. Unglaublich, was für irre Gedanken mir durch den Kopf schiessen! Vielleicht ist sie ganz einfach abgehauen, nimmt eine neue Identität an und fängt ein neues Leben an, ohne uns? Hat es alles schon gegeben. Aber warum sollte sie das tun? Weil sie endlich andere Musik machen will und ihre volksdümmlischen Lieder selbst nicht mehr hören kann, aus



ihren Verträgen aber nicht mehr rauskommt? Gegen die Volksmusikszene sei die Mafia ein Ponyhof, sagt meine Mutter immer. Aber sie hat doch einen Mann und ein Kind! Das Kind bin ich.

Dann fällt mir ein, dass die Täter meist aus dem direkten Umfeld der Opfer kommen. Das weiss ich aus dem Fernsehen.

Also?

Hatte mein Vater eine



Überdosis Starallüren

und Volksmusik abbekommen? Undenkbar! Er könnte sich ja ganz normal von ihr trennen, müsste sie nicht abmurksen. Ausserdem hat er ein Alibi, weil er doch bei seinem Schachfreund war.

Ich habe keines. Aber *mich* kann ich theoretisch und praktisch schon mal ausschliessen.

Pausenlos fräsen mir solch irre Gedanken durch den Kopf. Ohne dass ich es will, rattert mein Gehirn in im Moment völlig unangemessene, verrückte Richtungen. Übelst!

Ich kaue nervös auf meinem Brötchen herum, zermalme es zu Brei und kann es am Ende trotzdem kaum schlucken. Jetzt spüre ich die Angst in mir hochkommen, und sie blockiert meine Luftröhre, würgt mich richtig. Ich hatte mich in letzter Zeit daran gewöhnt, mich über meine Mutter aufzuregen. Und jetzt ist sie weg.

Was, wenn sie nicht mehr auftaucht?

Was würde aus mir?

Was aus meinem Vater?

Unser Leben wäre voll am Arsch. Nein, sorry, das kann man jetzt wirklich nicht anders ausdrücken. Meine Mutter ist eine dieser Frauen, von denen Männer sagen: Man kann nicht mit ihr leben – aber schon gar nicht ohne sie. So ist es. Ohne meine Mutter... Jetzt weine ich richtig. Erst in diesem Moment erreicht mich das alles ganz. Scheisse. Ich habe schon ewig nicht mehr öffentlich geweint, und jetzt schluchze ich erbärmlich, es schüttelt mich heftig. Das Grauen hat mich gepackt. Rosa legt ihren Arm wieder um mich und sagt nichts mehr. Dafür bin ich ihr dankbar. Sie weiss doch, genau wie ich, dass hoffentlich und eventuell und möglicherweise alles gut wird, aber vielleicht halt eben auch nicht. Sie weiss, dass ich weiss, dass sie nichts weiss. Dann verzichte ich lieber auf beruhigende Worte.

Irgendwann setzt sich ein Mann, der sich als Wachmeister Inderbitzin vorstellt, an den Küchentisch. Papa hat ihn hereingelassen. Er trägt keine Uniform, ist also wohl von der Kriminalpolizei. Auf einmal finde ich Polizisten mit Uniformen weniger beunruhigend. Jetzt gilt es wirklich ernst. Wenn sich die Kripo einschaltet, auch das weiss ich aus dem Fernsehen, ist Schluss mit lustig.



»Wann hast du deine Mutter zum letzten Mal gesehen«, will Inderbitzin wissen. Voll wie im Film.

»Gestern Morgen, bevor sie abgefahren ist zu ihrem Konzert.«

»War sie irgendwie anders? Hat sie irgendetwas gesagt?«

»Nein, nur tschüss und dass wir uns zum Frühstück wiedersehen.«

Sie hat mich umarmt und geküsst, und sie roch sehr angenehm nach einem völlig neuen Parfüm, und wenn ich daran denke, muss ich grad wieder weinen. Ich beisse die Zähne zusammen. Der Polizist fragt nach meinem Handy. Ja, ich habe eines, klar.

»Hat sich deine Mutter gemeldet?«

»Nein. Ich habe schon nachgeschaut. Keine SMS, keine Whatsapp-Meldung, nichts.«

Er bittet mich, meine Mutter anzurufen. Ich mache, was er verlangt, und meine Hand zittert dabei. Ihr Gerät ist allerdings ausgeschaltet. Doch das muss bei ihr nichts bedeuten. Sie vergisst ja auch immer wieder, ihr Ladekabel mitzunehmen, und ihr Akku ist somit fast ständig leer. Oder dann lässt sie das Handy irgendwo liegen. Hätte ich ihr nur die App »Meine Freunde« runtergeladen. Oder mich durchgesetzt und auf ihrem Handy »Mein iPhone suchen« aktiviert. Aber sie hatte erst letzte Woche noch gesagt, sie wolle sich nicht über-

wacht vorkommen. Und auch meine Erklärung, dass sie mit diesem kleinen Kniff auch selber ihr Handy suchen könne, wenn sie es mal wieder irgendwo vergessen habe, wollte ihr nicht einleuchten. Manchmal ist sie wirklich beratungsresistent.

Herr Inderbitzin steckt mir seine Karte zu, für alle Fälle. Simon Inderbitzin, Wachtmeister mbV. Wachtmeister mit besonderer Verantwortung. Ey, voll wie in einem verdammten Krimi.

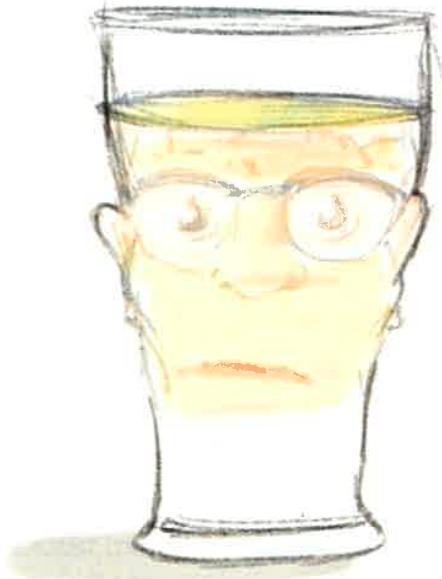
»Bleib heute einfach mal im Haus. Sicherheitshalber. Wenigstens bis wir wissen, was genau los ist.«
Hausarrest. Als wäre ich heute weggegangen!

Mein Vater sieht total beschissen aus. Trüb wie ein Glas Apfelmost vom Fass, fad wie der weisse Reis beim Chinesen. Ein wandelndes Leintuch. Das ist beunruhigend. Als er sich zu mir an den Küchentisch setzt, giesst Rosa ihm fürsorglich eine Tasse Kaffee ein und stellt ihm Brötchen hin. Doch er sitzt einfach nur unbeweglich da und rührt sich nicht, als wäre er seine eigene Wachsfigur.

»Papa?«

Er schaut mich an, als hätte er mich vorher gar nicht gesehen.

»Entschuldige, Johnny, ich bin grad ein bisschen von der Rolle.«



»Schon gut. Es ist, als wären wir im falschen Film, nicht wahr?«

»Genau so ist es«, antwortet mein Vater, fast dankbar, als hätte er selbst das gar nicht so treffend ausdrücken können. »Völlig unwirklich und doch so bedrohlich. Voll im falschen Film.«

Was für ein Sonntag!

Das Telefon klingelt ständig. Eine Beamtin ist bei uns geblieben. Wir wissen, die Telefonate werden von der Polizei abgehört. Mein Vater muss jeden Anruf entgegennehmen, dabei sind es fast immer neugierige Journalisten. Ab und zu hat er Verwandte oder Freunde am Draht, die etwas von der Entführung gehört oder gelesen haben. Und Charly, den lästigen Manager, der sich wohl schon überlegt, ob die ganze Geschichte der Karriere meiner Mutter schadet oder nützt. Und wie man daraus günstig Werbung machen könnte.

»Hat er am Ende eine Entführung vorgetäuscht, um mehr Aufmerksamkeit für ihr neues Album zu bekommen?«, frage ich irgendwann meinen Apfelmost-Vater. Es ist so eine Art kleiner Hoffnungsschimmer.

Alles nur gespielt, das wärs doch.

Papa schaut mich fassungslos an. »Auf gar keinen Fall!« Dann brütet er eine Weile vor sich hin und brummt schliesslich: »Wenn sie bei so etwas mitgemacht hat,

sind wir geschiedene Leute.« Daraufhin blickt er so finster, dass ich ihn nicht mehr anspreche.

Oha.

Das wäre also auch keine Lösung.

Hoffnungsschimmer ade.

Nur fällt mir jetzt überhaupt gar keine Variante ein, die mich beruhigen könnte.

Es muss etwas Schlimmes passiert sein.

Etwas Abscheuliches.

Etwas Widerwärtiges.

Oder könnte sie auf dem Weg von der Toilette zum Auto ihr Gedächtnis verloren haben und nun irgendwo umherirren?

Kaum.

Schon wieder so eine absurde Idee meines nonstop rotierenden Gehirns.

Und Ausserirdische? Sie haben Mama vielleicht geholt, um auch ihren fernen Planeten mit der wunderbaren Volksmusik zu beglücken?

Auch nicht.

Bei diesem Gedanken schmunzle ich immerhin eine Millisekunde lang. Meine Güte, jetzt muss ich mich schon selber aufmuntern.

Es muss eine Entführung sein.

Was für ein hässlicher Gedanke!

Gangster mit Strumpfmasken und Knarren. Und meine

Mama geknebelt und an einen Stuhl gefesselt, mitten in einer leeren Fabrikhalle. Oder vielleicht liegt sie in einem feuchten Kellergewölbe, mit Ratten und allerlei Ungeziefer. Angekettet wie ein Hund. Jetzt ist mir richtig übel. Ich kann nicht einfach herumsitzen und Däumchen drehen, sonst werde ich wahnsinnig.

Mir fällt grad ein, dass meine Mama ja Millionen von Fans hat. Sogar auf ihrer Facebook-Seite hat sie 137 456 Freunde. Francine Jordi hat fast hunderttausend weniger. Aber 137 456, das ist doch ein enormes Kapital! Damit muss man arbeiten! Der Polizei fällt so etwas natürlich nicht ein. Aber klar, sie ist ja auch nicht bekannt dafür, besonders viele Facebook-Freunde zu haben. Die Kantonspolizei Schwyz hat nur etwas mehr als 7900 Follower.



POZILEI

Ich gehe auf mein Zimmer, schalte den Computer ein und öffne die Seite meiner Mutter. Ihr Passwort ist kein grosses Geheimnis. Sie hat es auf ihrem Schreibtisch riesengross notiert: »Schmetterlingsinvasion«. Ver-rückt, gell, so ein Passwort? Da käme ja nie einer drauf. Ein gutes Passwort. Aber wenn man es sich selber nicht

merken kann. taugt es rein gar nix. Da könnte sie ja gleich Jasmin Janser als Passwort nehmen. »Schmetterlingsinvasion«. Ich habe es nur einmal gelesen und mir sofort merken können.

Schnell logge ich mich ein.

Und dann überlege ich nicht mehr lange.

»Hilfeeee! Jasmin Janser, meine Mutter, wird vermisst.

Wer sie gestern nach ihrem Konzert im Tessin noch irgendwo gesehen hat oder irgendetwas weiss, was uns weiterhelfen könnte, soll sich doch bitte bei der Schwyzer Polizei melden. Gemeinsam sind wir stark. Bitte helft uns!«

Zack. Schon wissen 137 456 Menschen Bescheid.

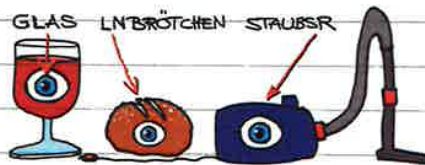
Hoffentlich war das eine gute Entscheidung. Plötzlich

bin ich mir nicht mehr so sicher. Aber ich musste einfach etwas tun. Und 274 911 Augen sehen mehr.

Und haben mehr gesehen. Ganz klar.

Ja, zwei mal 137 456 gäbe 274 912, das weiss ich natürlich auch, bin ja nicht doof - aber einer ihrer Fans, das weiss ich, hat ein Glasauge :-))

Keine Viertelstunde später rufen unzählige Journalisten aus dem In- und Ausland an, wollen wissen, was Sache ist. Wie Bluthunde sind sie auf der Suche nach der spektakulären



Horrorstory. Meldungen verbreiten sich im weltweiten Netz im Boogie-Woogie-Tempo. Doch selbst wenn wir etwas sagen wollten, wir können es nicht. Wir wissen nichts. Rein gar nichts.

Als am Nachmittag wieder ein Polizeiauto vorfährt, klopft mein Herz wie verrückt. Ich fühle mich klein und hilflos und bräuchte dringend meine Mutter.

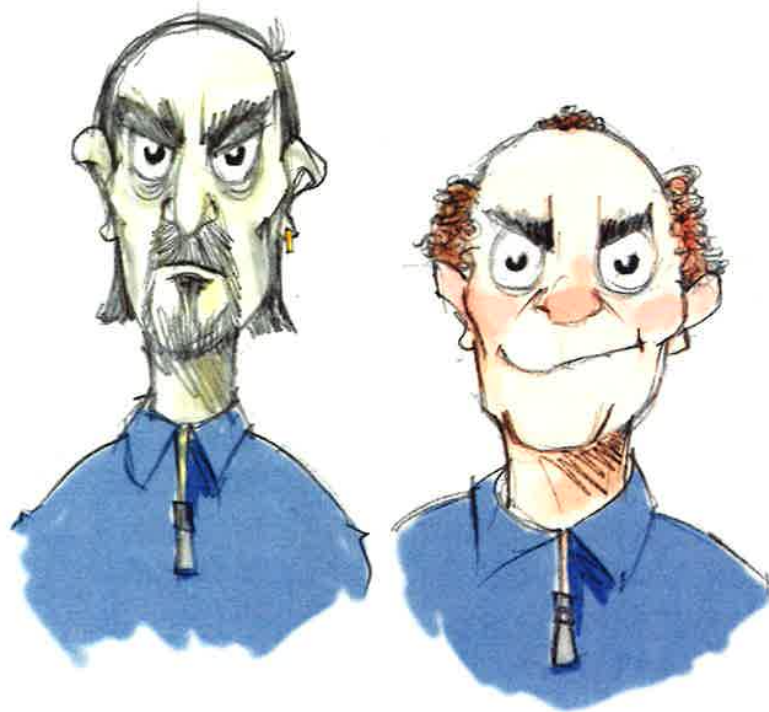
Es ist Simon Inderbitzin, der Wachtmeister mbV. Er bringt eine Handvoll Fotos vorbei.

»Vielleicht hatten wir Erfolg. Auf den Videos von der Raststätte haben wir zwei Ganoven gesichtet. Keine Unbekannten. Schauen Sie sich die Bilder in Ruhe an. Kennen Sie die? Schon mal gesehen?«

Er legt die grossformatigen Ausdrucke auf unseren Wohnzimmertisch. Ich bin enttäuscht. Nicht nur, dass weder Papa noch Rosa noch ich die Männer kennen, nein, sie sehen auch völlig harmlos aus. Wie ein Schluck Wasser. Mittelalt, mittelgross, mittelschön, mittelschlau. Vielleicht sind sie uns schon mal irgendwo begegnet, aber halt nicht aufgefallen.

»Es sind harmlose Gauner. Man könnte sagen, Amateu-re. Sie hatten bisher nichts mit Körperverletzung zu tun, auch nicht mit Entführungen.«

Ein Foto zeigt, wie die zwei Männer neben meiner Mutter an einer Stehbar Kaffee trinken.



»Falls die beiden Ihre Frau entführt haben, dann sind sie mehr als unvorsichtig gewesen. Denn dass solche Orte permanent videoüberwacht sind, weiss doch inzwischen wirklich jeder Tubel, schtärnefoifi! Falls sie etwas mit dem Verschwinden Ihrer Frau zu tun haben. Auf jeden Fall sind uns diese Männer nicht als knallharte Profis bekannt. Man müsste davon ausgehen, dass kein ausgeklügelter Plan hinter allem steckt. Also falls die beiden tatsächlich in den Fall involviert sind, dann haben wir geradezu Glück. Das sind keine eiskalten Killer.«

Ich atme auf.

»Wenn die Entführer hingegen ganz andere Typen wären und zum Beispiel zu einem russischen oder chinesischen Gangster-Kartell gehören würden, ja dann wäre es eher suboptimal.«

Ich halte die Luft an.

女亂男

Was redet der? Hat er etwa tatsächlich vergessen, dass ich auch hier sitze?

»Wie gesagt befinden wir uns noch ganz in der Anfangsphase unserer Ermittlungen. Noch geht es um reine Vermutungen.«

»Und das bedeutet was? Ist das gut?«, will mein Vater nun wissen.

Simon Inderbitzin, der Wachtmeister mbV, zögert.

»Ja und nein. Wir wissen ja noch nicht einmal, ob es

sich wirklich um eine Entführung handelt. Und falls es so ist... Nun, manchmal ist es fast schwieriger, wenn man es mit blutigen Amateuren zu tun hat. Weil ihnen plötzlich alles über den Kopf wachsen kann. Wenn das Ganze einige Nummern zu gross für sie wird, agieren sie oftmals total unberechenbar. Zahm wie Lämmer oder gefährlich wie tollwütige Hunde. Ich könnte Ihnen ein Lied davon singen.«

Inderbitzin nickt wissend. Mehr will er anscheinend nicht sagen. Die Männer auf den Bildern seien auf jeden Fall zur Fahndung ausgeschrieben.

»Wir tun alles, was wir können. Und falls sich etwas ergibt, melden wir uns asap.«

Den Spruch kennt man auch aus dem Fernsehen: »Wir tun alles, was wir können.« Prima. Und oft können sie dann doch nicht viel tun.

Manchmal auch gar nichts.

Ich werde das Gefühl nicht los, dass das zu wenig ist und dass der Oberchefwachtmeister Inderbitzin in Tat und Wahrheit eine totale Schnarchmütze ist. Und sein ewiges »falls«, das nervt mich grad auch.

Falls, falls, falls...

Mann, ich will meine Mutter wieder, falls das okay ist! Und zwar asap! *As soon as possible! So schnell wie nur irgendwie möglich!*

Rosa schläft diese Nacht bei uns. Sie bemuttert uns, kocht Spaghetti, zündet für Mama eine Kerze an, öffnet für Papa eine Flasche Wein, legt seine Lieblingsmusik auf. Als ich schlafen gehe, höre ich meinen Vater noch lange ruhelos im Haus herumtigern. Ich hoffe inständig, dass der morgige Montag mal ein guter, glücksbringender Tag sein wird.

Wenn er das nicht wird, dann weiss ich voll nicht mehr weiter.

